



№ 49 IV. Jahrgang.

Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 6. September.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen 1. — pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern 1.20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Beltroman von **Wladimir Fürst Meshchersky.**

(Fortsetzung.)

Hochdruck verboten.



Fürst Gonitjin versprach wiederzukommen. Er hatte schon beschlossen, die ganze Familie in ein trodenes Zimmer seines Kutsherhauses einzuquartieren und die Heilung des Kranken zu versuchen.

Als er auf die Straße kam, wurde er von alten Weibern und Kindern umringt.

Alle baten ihn, zu ihnen hineinzukommen, um zu sehen, wie arm sie seien.

Er fragte sich, was er thun solle. Er hatte große Lust die Knäsdina zu besuchen, aber der Worte Vater Joans eingedenk, beschloß er, noch drei Familien kennen zu lernen.

„Bitte, kommen Sie zu uns; meine Mutter ist heute gestorben,“ sagte ein in Lumpen gekleidetes kleines Mädchen mit wunderhübschen blauen Augen.

„Sie lügt!“ schrie ein halbbetrunkenes altes Weib; „bei Gott, sie lügt! Mein Mann liegt schon seit zwei Tagen unter den Heiligenbildern und ich kann ihn nicht beerdigen; Königin des Himmels, nicht drei Kopfen habe ich, um eine Kerze zu kaufen! . . .“

„Schäme Dich, Azinia,“ sagte eine Andere; „fürchtest Du Dich nicht vor Gott? Warum beschimpfst Du die Kleine? Du lügst und nicht sie.“

„Daß Dir die Zunge vertrockene, Du Verfluchte!“ schrie Azinia wüthend.

Das kleine Mädchen stand da mit niedergeschlagenen Augen.

Gonitjin wußte nicht, wem zu glauben. „Hören Sie nicht auf diese,“ sagte eine andere Frau, auf Azinia zeigend, „ihr Mann ist vor drei Jahren gestorben und sie will Geld haben, um sich Branntwein zu kaufen.“

„Und diese?“ fragte der Fürst, auf das kleine Mädchen zeigend.

„Sie ist ein gutes Kind, ihre Mutter ist wirklich gestorben.“

Gonitjin folgte der Kleinen in eine Kellerwohnung. Auf dem Fußboden lag eine Leiche mit einem Laken bedeckt; das Gesicht war erschreckend mager.

Das kleine Mädchen fing an zu weinen, als es die Mutter erblickte.

„Nicht einmal um einen Sarg zu kaufen, ist genug da,“ sagte die Frau, welche ihnen gefolgt war. „Wir haben Geld

zusammengelegt, und einen Sarg bestellt, heute Abend wird er gebracht werden.“

„Hat die Kleine keinen Vater?“ fragte der Fürst.

„Nein, er ist im vorigen Jahre gestorben,“ antwortete die Frau. „Sie ist eine vollständige Waise,“ fügte sie hinzu, auf die Kleine deutend, die neben der Leiche der Mutter hingekniet war, die Hand derselben hielt und sie zärtlich ansah.

Fürst Gonitjin trat Thränen in die Augen, zum ersten Male in seinem Leben über fremdes Leid.

„Wem soll ich das Geld geben?“ fragte er die Frau, an das eben Erlebte denkend.

„Geben Sie es mir, Herr, es wird sicher sein bei mir. Waisengeld ist heiliges Geld! Sehen Sie, wie die Arme weint. Wo soll sie bleiben? Ach, nehmen Sie sie und sorgen Sie für sie, sonst geht sie zu Grunde. Solche Waisenkinder sind eine willkommene Waare.“

„Eine willkommene Waare?“ fragte Gonitjin, den furchtbaren Sinn dieser Worte nicht errathend.

„Ach, die Abscheulichen laufen auch zwölfjährige Mädchen,“ versetzte die Frau. „Wo soll das Kind hin? Soll sie in einer Fabrik arbeiten? Von dort kommt sie gewiß an einen viel schlechteren Ort.“

„Ich werde für die Kleine sorgen,“ sagte der Fürst, sie unterbrechend. „Hier ist Geld zu der Beerdigung ihrer Mutter,“ fügte er hinzu, der Frau einen Fünfundzwanzig Rubelschein reichend. Unwillkürlich mußte er dabei an die gefristete Beerdigung der Fürstin Kikina denken. Welch ein Unterschied!

„Sie haben ein wahrhaft christliches Werk gethan, Herr!“ sagte die Frau, sich die Thränen mit der Hand aus den Augen wischend, „eine getaufte Seele haben Sie gerettet; Gott wird die Ihrige dafür segnen. Bei Gott, die Kleine ist mir eine Fremde, aber ich liebe sie wie eine Verwandte. Sie ist still, klug und nüchtern. Trotz aller Armuth haben wir Kinder von zehn Jahren, die sich in Branntwein betrinken, bei Gott!“

„Wie schrecklich!“ dachte Gonitjin. Die Anzahl der neuen Eindrücke wuchs immer mehr in seinem Geiste. Aus dem Samorowschen Stadttheile fuhr er direct zu seiner Braut. Er brannte vor Ungeduld, ihr Alles zu erzählen.

Er fand Olga Gagarin bei ihr. Beide hörten sehr aufmerksam zu, als er ihnen von seinem Gespräche mit Vater Joan und von seinen übrigen Erlebnissen berichtete. Zum ersten Mal in seinem Leben sprach er ohne jede Affectation. „Ja,“ sagte er zum Schlusse, „ich habe es nicht geahnt, daß das Alles in der Welt existirt, so viel wirkliche, schreckliche Armuth, so viel Schmutz, so viel Schönes und so viel Laster, und so viel erhabenes Gefühl, — und Alles das in diesen Kellerwohnungen, an denen wir hundert Mal vorüberfahren, ohne etwas von alledem zu ahnen.“

Marie betrachtete ihn mit strahlenden Blicken; noch nie hatte sie ihn so angesehen, diese Blicke schienen zu sagen: „Dieser Mensch, der mir so fern stand, ist mir plötzlich so nah gerückt, so nah, daß uns fast nichts mehr trennt. Gonizgin schwamm in Seligkeit. Er sah, wie glücklich Marie und Olga aussehcn, und fühlte sich so wohl, wie noch nie. In Gedanken dankte er Vater Joan hundertmal dafür, daß er ihm die Quelle des wahren Glückes eröffnet hatte. Und diese Freude war rein und unschuldig, wie die eines Kindes.“

„Es ist wunderbar,“ sagte er, „wir Andern bilden uns ein, wir seien Gott weiß was; ich, vor Allen, was habe ich mir nicht Alles auf mich eingebildet, und ich wußte doch gar nichts. . . Erst wenn man solche Keller gesehen hat, weiß man etwas vom Leben. Solche Bilder schaffen den Menschen völlig um. Ich kann Ihnen nicht sagen, Knätschna, wie froh ich bin, daß ich zu Vater Joan hinfuhr.“ Am Schlusse dieses, eigentlich von Gonizgin allein geführten Gesprächs beschloß er und die Knätschna noch Folgendes: Die Familie der armen Gelähmten solle in dem Asyl der Knätschna Aufnahme finden. Der Kranke solle in ihr Krankenhaus gebracht und der Pflege Dalmaszkis anvertraut werden. Das Waisensmädchen wolle sie zu sich in's Haus nehmen. Außerdem gab sie Gonizgin 500 Rubel, die er bei seinen Fahrten in den Suworowischen Stadttheil nach seinem Ermessen vertheilen sollte, denn er sagte er werde täglich dorthin fahren, und finde, es sei eine bessere und angenehmere Verwendung seiner Zeit, die Armen zu besuchen, als im Club Regel zu schieben.

Als er weggefahren war, faltete Marie ihre Hände und hob ihre Augen gen Himmel: „Gott, wie bist Du gnädig und barmherzig!“ sagte sie und zwei Thränen rollten über ihre Wangen. Als am Abende dieses Tages die Fürstin gewohnntermaßen kam, um ihr gute Nacht zu sagen, sagte sie: „Ach, liebe Mama, wenn Sie wüßten, wie ich glücklich bin!“

„Worüber, meine Liebe?“

„Mein Bräutigam liebt mich und ich liebe ihn auch. Welches Glück, geliebt zu sein!“

„Das freut mich sehr, mein Kind,“ versetzte die Fürstin in ihrer kalten Weise.

Wie anders war es, als Anastasia Michailowna hineinkam.

„Nastä, mein Herz, komme her!“

„Was willst Du, mein Engelchen?“ fragte Nastä, zu der Knätschna eilend. Diese schlang ihre mageren Arme um ihren Hals.

„Nastä, ich bin glücklich!“ sagte sie leise. „Mein Bräutigam liebt mich! Wie ist er jetzt gut, freundlich und lebenswürdig! Nastä, bist Du froh?“

Nastä getraute sich nicht zu antworten, um nicht von Rührung überwältigt zu werden. Sie umarmte ihre Knätschna und küßte unaufhörlich ihre Hände.

„Nastä, bist Du froh?“ wiederholte diese. „Er liebt mich!“

„Er liebt Dich, — das weiß ich auch; glaubst Du, ich habe das nicht bemerkt?“ erwiderte Nastä, unter Thränen lächelnd. „Bin ich denn blind? Nein, mein Engelchen, ich habe es schon lange bemerkt. Dein Bräutigam hat ja ein ganz anderes Gesicht bekommen. Ich sehe es und freue mich und bitte Gott immerfort, ihn Deiner ganz würdig zu machen. Gott hat es so gegüht und wenn er erst ganz gut genug sein wird für Dich, dann kommt die Hochzeit.“ Und Nastä betrachtete mit unaussprechlicher Liebe das freudigbewegte Gesichtchen der Knätschna.

Diese lächelte, wie ein Kind lächelt, dem man ein Ding zeigt, das ihm gefällt, und man sah ihr an, daß sie gern ihre Händchen nach diesem Dinge ausgestreckt hätte. Sie erzählte nun Nastä die Erlebnisse ihres Bräutigams.

„Und weißt Du was?“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort.

„Was, mein Täubchen?“

„Ich möchte gern leben!“

„Und Du wirst leben!“

„Nein, Nastä, ich habe von dem Leben Abschied genommen, ich habe mich Gott geweiht; irdisches Glück ist mir nicht beschieden.“ Ein kaum bemerkbares Wölflchen lagerte sich auf ihre Stirn.

„Gott ist barmherzig! Warum sollst Du nicht leben und glücklich sein?“

„Ja, ich möchte so gern leben!“ flüsterte Marie schüchtern als fürchte sie Jemanden durch ihren Wunsch zu erzürnen.

„Jetzt ist es aber Zeit zu schlafen, mein Engelchen, morgen können wir uns satt plaudern!“ sagte Nastä und verließ schnell das Zimmer, denn sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. In ihrem Zimmer angelangt, fiel sie vor den Heiligenbildern nieder und brach in heftiges Weinen aus. Worte konnte sie nicht finden, aber ihre Thränen sprachen zu Gott, besser als Worte; sie sagten, die Knätschna müsse leben, müsse glücklich sein, denn sie habe zu wenig Glück auf Erden genossen.

Marie war unterdessen sanft eingeschlafen mit einem Lächeln auf den Lippen.

Sie träumte von Gonizgin einen süßen, lieblichen Traum, so lebhaft, daß sie darüber erwachte. „Ach, es war nur ein Traum!“ flüsterte sie traurig, „und ich war so glücklich. . . Ich will leben!“ fuhr sie, sich ein wenig aufrichtend, fort, aber bald sank ihr Köpfchen auf das Kissen zurück und sie betete demüthig: „Dein Wille geschehe, o Herr, Dir habe ich mich ergeben!“

LIX. Ein Freundschaftsbund.

Die Butterwoche war beendigt. Auf die Bitte Gri-Gri war die Fürstin Elisabeth Wittichsches trotz ihres Vorjates, nichts mitzumachen, am letzten Tage zu einem Dejeuner dantsant gefahren und hatte die Masurka mit ihm getanzt.

Am Abende dieses Tages hatte sie, auf den Wunsch der Großfürstin, bei sich selbst eine ganz kleine sauterie arrangirt. Die Tänzerinnen dabei waren zwölf junge Frauen, und die junge Wirtin amifirte sich herrlich. Um elf Uhr stellte sie, nach Petersburger Sitte, die Wren auf neun, damit man noch zwei Stunden länger tanze, ohne zu wissen daß man noch in der Fastenzeit getanzt habe. Der Eindruck des Todes der Fürstin Skariatina hatte sich schon verwischt.

Fürst Sergei erhielt unterdessen täglich um dieselbe Stunde ein Billet mit den Worten: „Gare à Gri-Gri“, waf es in den Kamin und bemühte sich, es zu vergessen; aber je mehr er sich Mühe gab, desto weniger wollte es ihm gelingen. — Seiner Gemahlin sagte er kein Wort von diesen Billeten.

In den ersten Tagen der großen Fasten fragte endlich Sergei seine Frau, warum sie noch Besuche empfangt, was doch nicht Sitte sei.

„Ich empfangt auch keine Besuche,“ antwortete sie; „ich empfangt nur meinen Zögling.“

Sergei lächelte gezwungen. Dieser Zögling war nämlich Gri-Gri. Er mußte täglich bei ihr von zwei bis drei Uhr zwei Capitel aus den „Etudes du Christianisme“ lesen; dieses Buch hatte Elisabeth speciell für ihn gekauft.

Die anonymen Billete fehlten keinen Tag und verfesten den Fürsten Wittichsches zuweilen in eine Stimmung, die den Leiden seiner Bräutigamszeit nahe kam.

Am Donnerstag beschloß er, zu der Gräfin Bobrofski hinzufahren und ihr sein Herz auszusprechen.

Stellung wegen, und glauben Sie mir, wenn man ein Herz hat wie ich, ist es einem fürchtbar bitter, das einsehen zu müssen. Wissen wir denn, was wahre Freundschaft ist? Im Gegentheil wissen wir, daß von zehn Menschen, die vorgeben uns zu lieben, neun sich nicht um uns kümmern würden, sobald wir den Vorzug unserer Stellung verlören!"

"Aber an meine Freundschaft glauben Sie doch?" fragte Elisabeth, sie mit großer Innigkeit anblickend.

"Gewiß, Ihnen glaube ich; darum habe ich mich so schnell an Sie angeschlossen. Ich war so froh, eine Seele gefunden zu haben, bei der ich mich erholen kann. Ach, wenn Sie wüßten, wie viele schöne Pläne und Ideen mich beschäftigen! Die uns von Gott gegebene Stellung ist an sich etwas so Schönes, sie giebt uns so viele Mittel, Andern zu

sie keine gute Frau sei? Sie hätte mir noch mehr geschadet, wenn ich jede Verbindung mit ihr abgebrochen hätte. Jetzt dulde ich sie nur; das ist eine Strafe für die Leichtgläubigkeit meiner Jugend."

"Aber sie hält sich für Ihre Freundin."

"Ich halte sie nicht dafür; wenn sie es thun will, mag sie es thun."

"Und der Graf Müller?"

"Den Grafen, mein Herz, dulde ich, weil er ein idealer Diener ist; was er als Mensch ist, geht mich nichts an. Zum Erzähler meiner Kinder werde ich ihn nicht machen. Sehen Sie, ich gehe längst mit dem Plane um, einen kleinen Kreis von Menschen, auf die ich mich verlassen kann, um mich zu versammeln. Sie sind die Erste, die ich dazu gefunden habe, und nun



Der heiligeritt zum Propheten-Feste.

(Siehe Seite 665.)



Arabische Violienspieler.

(Siehe Seite 665.)

nützen, und es scheint mir unverzeihlich, diese Gabe nicht zu gebrauchen, ich fühle, welche Verantwortlichkeit ich Gott gegenüber habe, aber wie soll ich es anfangen, um meine Pläne zu verwirklichen? Ich brauche Menschen dazu und kann sie nicht finden."

"Werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen eine Frage vorlege?"

Ich bitte Sie, betrachten Sie mich als Ihre Freundin und machen Sie mit mir keine chinesischen Ceremonien."

"Gut! Ich freue mich sehr über diese Erlaubniß. Was ich Sie fragen wollte, ist dieses: Wenn Sie einen so hohen Begriff von Ihrer Stellung haben, warum sind Sie dann so freundschaftlich mit einer Frau, wie die Gräfin Trubektoi? Sie ist doch nicht gut."

"Ach, mein Herz, man beurtheilt uns so streng und ungerecht. Ich schloß Freundschaft mit der Trubektoi, weil ihr Verstand mir imponirte. Sie gewann mich anscheinend sehr lieb, überredete mich von ihrer glühenden Verehrung für mich; — konnte ich sie von mir stoßen, als ich ein sah, daß

wünsche ich sehr, eine andere reizende Frau zu gewinnen, aber zum Unglück fürchtet sie sich sehr vor der Hofsuit und hält sich fern. Ich meine die Gräfin Bobrofski, sie ist sehr liebenswürdig, eine musterhafte Gattin und Mutter, hat viel Verstand und Kenntniße, und vor Allem ein warmes, edles Herz! Sie kennen sie genau?"

"Gewiß. Ich schwärme für sie."

"Dann müssen Sie sie überreden, sich mir zu nähern. Wollen Sie das übernehmen?"

"Ja, mit dem größten Vergnügen."

"Viele meiner Pläne," fuhr die Großfürstin fort, "werden sich leider nicht ausführen lassen, aber einer liegt mir ganz besonders am Herzen, täglich denke ich an ihn und glaube, er läßt sich verwirklichen, wenn wir es richtig anfangen. Ihr Gemahl muß uns einige würdige Herren aufsuchen, und Sie und ich werden einen kleinen Kreis von Damen bilden; dann wollen wir einen Bund schließen, um Gutes zu thun, — Gutes im wahren Sinne des Wortes,

mit Vernunft und wahrer Menschenliebe, und nicht nur der Form nach. Ich hasse die officielle Wohlthätigkeit!"

Der Kammerdiener meldete die Gräfin Trubekoi.

"Ach, wie widerwärtig!" rief die Großfürstin unwillkürlich. "Sie kommt um zu spioniren. Sage ihr," wendete sie sich an den Diener, "ich hätte ein Geschäft mit der Fürstin. Mag sie sich ärgern, — ich will ihr zeigen, daß sie das Spioniren lassen soll."

"Ihr Zorn wird auf mein Haupt fallen," versetzte die Fürstin Mititschschef.

"Nun, es ist kein Unglück, wenn sie Sie ein wenig beißt! — Sagen Sie, ist mein Plan nicht gut?"

"Er ist herrlich!" antwortete Elisabeth mit Begeisterung.

"Wenn unser Kreis gebildet sein wird, wollen wir vor Allen ein Programm unserer Thätigkeit entwerfen. Alles Formenwesen wird verbannt. Wir wollen Gutes thun in jeder Weise. Wir wollen arme Familien und Krankenhäuser besuchen, verschämten Armen helfen, arme Kinder erziehen, Schulen einrichten, armen Leuten Arbeit verschaffen, eine Apotheke einrichten, in welcher die Armen die Medizin umsonst erhalten, einige Aerzte in unsere Gesellschaft aufnehmen, — mit einem Wort, wir wollen für Andere leben."

"Und wir wollen das recht bald zu Stande bringen," rief Elisabeth mit leidenschaftlicher Begeisterung. "Ach, Hoheit, wenn Sie wüßten, wie ich glücklich bin!"

"Worüber?"

"Darüber, daß Sie gerade so sind, wie ich Sie mir gedacht habe. Ich muß Ihnen verathen, daß ich es mir immer fürchtbar gewünscht habe, Sie kennen zu lernen. Ich hatte auf dem Lande ein Bild von Ihnen bekommen, ich that es in einen sehr hübschen Rahmen und . . ."

"Wodurch habe ich diese Ehre verdient? Sie kannten mich doch nicht."

"Ich kannte Sie nicht, aber wenn ich Ihr Bild ansah, dachte ich Sie mir gerade so, wie ich Sie jetzt finde."

"Sie sind also mit mir zufrieden?"

"O gewiß!"

"Und ich bin durchaus nicht mit mir zufrieden und will Vieles an mir ändern. Ich bitte Sie, seien Sie mit mir unzufrieden; schelten Sie mich, wenn ich etwas Unrechtes begehe."

"Gut," erwiderte Elisabeth lächelnd.

"Sie sehen, wie viel Arbeit Ihrer wartet, darum will ich, daß Sie nicht fortreisen."

"Wir werden nicht fortreisen."

"Wir werden für unsern Freundschaftsbund Feinde genug haben; das ist leider unvermeidlich! Einige werden uns lieben, Viele werden uns hassen. Ich kenne die Welt. Alles, was wir thun werden, wird kritisiert, bespöttelt werden."

"Wer wird das wagen?"

"Armes Kind, wie sind Sie noch jung und wie bittere Enttäuschungen stehen Ihnen noch bevor! Einst war ich wie Sie. Ich vertraute Allen; ich konnte es nicht begreifen, welches Interesse die Menschen daran finden könnten, zu lügen, zu betrügen, Böses aller Art zu thun, und wissen Sie, zu welcher Ueberzeugung ich jetzt gelangt bin? Ich

glaube, daß die Menschen einem das Böse leichter verzeihen als das Gute."

"Mein, Hoheit, nein; ich glaube das nicht und werde es nie glauben! Seien Sie gut, seien Sie das, was Sie sein wollen, und hunderttausend Seelen werden Sie segnen und verehren, wie ich es thue. Ich bitte Sie, vergessen Sie, daß es schlechte Menschen giebt!"

"Ich will es vergessen, mein Herz. Hier meine Hand zum Bunde der Freundschaft, der Wahrheit und des Guten!"

"Und des Glaubens an gute Menschen, nicht wahr?" fügte Elisabeth hinzu.

"Und des Glaubens an gute Menschen," wiederholte die Großfürstin, Elisabeth küßend.

"Sie werden sehen, wie viel Gutes wir stiften werden. Wir wollen zusammen Gott um Hilfe bitten und Gott wird uns nicht verlassen. Morgen will ich zu der Gräfin Bobrofski fahren und sie zu Ihnen bringen, wollen Sie?"

"Sehr gern."

Das war also der Grund, der Elisabeth zu der Gräfin Bobrofski geführt hatte.

Mit feuriger Begeisterung erzählte sie der Gräfin von ihrem Gespräch mit der Großfürstin. Diese hörte ihr aufmerksam und mit großer Theilnahme zu, aber mit einer Art von Lächeln auf den Lippen.

"Hier meine Antwort," sagte die Gräfin aufstehend und Elisabeth auf die Stirne küßend. "Wenn Sie wüßten, wie Ihre Jugendfrische, Ihr edler, reiner Sinn mich entzünden! Ich sollte Ihnen mit den traurigen

Erfahrungen meines Alters antworten, aber ich will das nicht thun, — Gott behüte mich davor! — Ich nehme den Vorschlag der Großfürstin mit herzlicher Freude an. Man muß sie lieben und muß dafür sorgen, daß Viele sie lieben und sie segnen lernen. Ich bin also ganz die Ihrige. Ich werde mich verjüngen an Ihrem jugendlichen Feuer, und Sie werden von der alten Frau Manches lernen, — nicht wahr?"

"Gewiß."

Der Bund war geschlossen; die Gräfin Bobrofski und die Fürstin Elisabeth fuhren vereint zu der Großfürstin Elisabeth.

LX. Eine Zurückweisung.

Wir theilten oben mit, daß die Gräfin Trubekoi sich bei der Großfürstin melden ließ und nicht empfangen wurde.

Das war der Gräfin zum ersten Male widerfahren; sie fühlte sich tödtlich beleidigt und ihr Haß gegen die Fürstin Mititschschef kannte keine Grenzen. Sie, die Gräfin Trubekoi, die bis jetzt bei der Großfürstin hineinging ohne sich melden zu lassen, sie war abgewiesen worden! Der Schweizer, die Diener, der Kammerdiener waren Zeugen dieser Demüthigung; der ganze Hof, ganz Petersburg würde erfahren, die Gräfin Trubekoi sei von der Großfürstin nicht empfangen worden, die Gräfin Trubekoi sei nicht mehr in Gnaden, die Gräfin Trubekoi sei verdrängt; und durch wen? Durch die zwanzigjährige Fürstin Mititschschef. Solche und



Frauen in Westafrika. (Siehe Seite 666.)

Frau aus Massina.
(Zullah, Kasse.)

Soninka-Mädchen.

Chassante-Mädchen.

ähnliche Gedanken schossen durch das Gehirn der Gräfin, als sie die abschlägige Antwort des Dieners anhörte. Eine namenlose Wuth bemächtigte sich ihrer. Eine Hyäne wäre in diesem Momente im Vergleiche mit ihr lammfromm erschienen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer schrecklichen Grimasse.

Im ersten Augenblick wollte sie, trotz der abweisenden Botschaft, in die Gemächer der Großfürstin eindringen und ihr eine Scene machen, aber noch war ein Funke Vernunft in ihrer Seele geblieben und hielt sie von diesem Schritte zurück. Sie sagte sich, eine solche Scene könne ihr Verhältniß zu der Großfürstin vollends zerstören, und machte einige Schritte, um zu ihrer Kutsche zu gelangen.

Die Frage, was sie nun thun solle, regte sie so auf, daß sie ein Gefühl hatte, als werde ihr die Kehle zugeschnürt. Mechanisch fragte sie, wie viel die Uhr sei.

„Drei Viertel auf elf,“ antwortete der Schweizer.

„Ob ich warte, bis diese Canaille weggefahren ist?“

sagte die Gräfin für sich.

„Seit wann ist die Fürstin Wittschtschef hier?“ fragte sie den Schweizer.

„Seit neun Uhr.“

„Hören Sie, ich werde zu dem Grafen Müller gehen, und wenn die Fürstin Wittschtschef wegfährt, lassen Sie es mir sagen und mich bei der Großfürstin melden. Oder nein, ich werde der Großfürstin ein Billet schreiben.“

Die Gräfin begab sich in Müllers Wohnung, die in der unteren Etage desselben Hauses sich befand.

„Wie, um diese Stunde?“ fragte der Graf erstaunt und mit dem seine Lippen nie verlassenden Lächeln. „Und was ist Ihnen denn, Gräfin? Sie sind ja ganz entstellt und bleich; — befehlen Sie ein Glas Wasser?“

„Nein, ich danke. Ich bitte Sie nur um ein Blatt Postpapier und ein Couvert. Ich muß der Großfürstin einige Worte schreiben.“

„Kommen Sie nicht von ihr?“

„Nein, ich wollte zu ihr gehen, habe mich aber anders beonnen.“

„Gewiß ist unsere junge Fürstin da, die neue Freundin, und Sie sind nicht angenommen worden! Mir ist das schon zweimal geschehen, aber ich klage nicht... Was soll man machen? Unser Reich ist zu Ende, oder nähert sich wenigstens seinem Ende.“

„Mir ist das nie geschehen, nicht angenommen zu werden!“ versetzte die Gräfin in sehr entschiedenem Tone. „Wenn ich weiß, daß ich überflüssig bin, gehe ich nicht hin.“

„Ja, Sie, Sie sind eine kluge Frau, aber ich, ich bin ein alter Narr, — ich warte bis man mir die Thüre weist.“

„D, darauf werden Sie nicht lange zu warten haben, dafür stehe ich Ihnen. Wie die Sachen jetzt stehen, sind Ihre guten Tage gezählt.“

„Leider ja, ich fürchte es,“ seufzte der Graf. „Ah so, Sie wünschten Papier? Bitte, hier ist welches und auch ein Couvert.“

„Merci,“ erwiderte die Gräfin, sich an den Schreibtisch des Grafen setzend. Krampfhaft ergriff sie die Feder und schrieb mit zitternder Hand:

„Liebe Großfürstin! Ich warte bei Müller auf die Erlaubniß, Sie zu sehen. Ich muß Sie sehr, sehr nothwendig sehen, wenn auch nur auf fünf Minuten.“

Ihre tiefgekränkte Trubeztoi.“

Der Graf stand an dem Tisch, die Gräfin beobachtend, und ergöhte sich an den Dualen, die ihr von leidenschaftlichem Hass verzerrtes Gesicht verrieth. Er haßte sie seit fünf Jahren, aber in diesem Augenblicke war er bereit, gegen den gemeinschaftlichen Feind einen Bund mit ihr zu schließen.

„Sie raßt und sie wird beißen, o, wie wird sie beißen!“ dachte er, sich vergnügt die dicken Hände reibend.

„Fertig?“ fragte er laut. „Schön, geben Sie mir das Billet, ich werde es gleich hinschicken.“ Er klingelte. Ein Diener erschien. „Bringe dieses Billet zu dem Kammerdiener der Großfürstin und sage ihm, er solle es abgeben, sobald die Fürstin Wittschtschef fortgefahren sein wird.“

„Zu Befehl,“ sagte der Diener und verschwand.

„Nicht wahr, Gräfin, ich habe Ihre Meinung richtig errathen?“

„Vollkommen, lieber Graf,“ antwortete die Gräfin, stützte ihren Kopf auf eine Hand und trommelte mit den Fingern der andern auf den Tisch.

„Sonderbar, sonderbar gestalten sich die Umstände, nicht wahr, lieber Graf?“ fuhr sie nach einer Pause fort.

„Ich finde nichts auf der Welt sonderbar. Wenn man mich heute Nacht weckt und mir erklärt, der Mond habe sich in die Sonne verwandelt und diese in die Erde, werde ich mich auf die andere Seite kehren, ohne mich im Geringsten zu wundern. In unserer Zeit ist Alles möglich, selbst das Unmögliche.“

„Nun gut, angenommen die Verwandlung der Erde in die Sonne würde Sie nicht wundern, aber ich denke, die Verwandlung des Fürsten Wittschtschef in den Grafen Müller würde Sie doch wohl ein wenig in Erstaunen setzen.“

„Durchaus nicht, da ich sie erwarte.“

„Wie, so ohne Weiteres? Sie erwarten sie und das regt Sie gar nicht auf?“

„Nicht im Geringsten.“

„Wenn Sie sich einbilden, daß ich Ihnen das glaube, irren Sie sich sehr.“

„Aber ich glaube Ihnen, daß Sie es mit Gleichmuth ansehen, daß die reizende Fürstin Wittschtschef die Gräfin Trubeztoi verdrängt hat. Warum wollen Sie denn nicht an meinen Gleichmuth glauben?“

Der Graf konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er sah, wie eine Grimasse rasendster Wuth mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens das Gesicht der Gräfin verzerrte und dann verschwand.

„Warum glauben Sie, das sei mir so gleichgiltig?“

„Mein Gott, einfach darum, weil wir dieses glückliche Ereigniß ausschließlich Ihnen verdanken.“

„Doch nicht so ausschließlich mir, sondern dem Schicksal.“

„Wenn eine kluge Frau auf die Bühne tritt, verdeckt sich das Schicksal hinter die Coulissen.“

„Hören Sie, Graf, lassen Sie dieser klugen Frau gegenüber Ihre Witze und sprechen wir ernsthaft mit einander. Sie haben mich immer gehaßt...“

„Sie, Gräfin? Ich bitte Sie, wie kommen Sie auf diese Idee?“

„Aber jetzt müssen Sie begreifen, wenn Sie klug sind, daß Sie mich lieben müssen, in meinem und in Ihrem Interesse.“

„Natürlich! Ich habe Sie ja immer geliebt, reizende Gräfin, darauf kann ich einen Eid leisten, aber jetzt wird meine Ergebenheit für Sie keine Grenzen haben.“

A nous deux
Ça vaut mieux,
Et ça sera
Moins dangereux.

„Gut. Nun möchte ich gerne wissen, warum Sie sich wie einen dummen Zungen behandelnd lassen. Thun Sie das mit Fleiß, oder weil Sie es nicht mehr verstehen, Ihre Würde zu behaupten? Der Fürst Wittschtschef hält Sie für eine Null und sagt das Jedem, der es hören will — wissen Sie das oder nicht?“

„Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es; mag er, wohl bekomme es ihm!“

„Und Sie haben nichts dagegen?“

„Nichts, er ist doch jetzt bei uns der Günstling.“

„Wirklich?“

„Auf mein Ehrenwort. Ganz ohne mein Zutun haben

die Umstände sich nun so gestaltet, daß auch Sie von ihrem Priebeſtal gekürzt ſind."

"Décidément, Sie ſind das Muſter eines Hoſſſchranzen, lieber Graf."

"Das will ich ja auch ſein, liebe Gräfin. Nicht umſonſt habe ich ſo viele Jahre in dieſer Sphäre gelebt; ein rechter Höfling zu ſein iſt eine große Kunſt, und ich glaube es giebt in Petersburg keinen, der mir den erſten Rang in dieſer Kunſt ſtreitig macht. Ich bin in dieſer Kunſt alt geworden, und wie Sie ſehen befinde ich mich dabei wohl. Ich verſtehe es, dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt, Gott, was Gottes iſt, und den Günstlingen, was ihnen gebührt; ich verſtehe es, zu warten und auszuhalten, zu beobachten und aufzumerken, nachzugeben und auszuweichen, zu lächeln und ein Wimmergeſicht zu machen, auf einem Fuße und auf zwei Füßen zu ſtehen; — mit einem Worte, liebe Gräfin, ich kann Ihnen Unterricht ertheilen in dieſer großen Kunſt, von welcher der arme Fürſt Miſiſchſchſch nicht einmal das WC kennt. Ich gebe ihm nicht ein Jahr Leben. Ihnen, Gräfin, fehlt auch die tieſere Kenntniß dieſer Kunſt, aber Sie erſetzen den Mangel doch durch ihren Verſtand; inbeß reicht der Verſtand nicht immer aus, das beweist die heutige kleine Scene, bei der Sie ſich verrathen haben. Zorn, Haß, Racheburch habe ich auf Ihrem Geſicht geſehen; das erſte Gebot der Höflingskunſt aber lautet: Das Geſicht muß immer heiter und ruhig ſein. Es darf nie zum Spiegel der Seele werden, ſondern muß ihr zur Maſke dienen. Ihr Geſicht dagegen, liebe Gräfin, war heute nicht nur der Spiegel, ſondern das Mikroskop Ihrer Seele: es zeigte alle Ihre Empfindungen in einem ſtark vergrößerten Maßſtabe."

"Tiens, lieber Profeſſor, es iſt ja ein Vergnügen, Sie anzuhören. Sie rühren ſich alſo nicht, — nicht den kleinen Finger, — Sie warten?"

"Ich warte."

"Le comte Miller ne bouge pas, il se recueille," lachte die Gräfin ironiſch. "Das iſt allerliebſt!"

"Ganz richtig, liebe Gräfin."

Die Gräfin ſah ungeduldig nach der Uhr.

"Ich ſehe, Sie verſtehen noch nicht einmal ruhig nach der Uhr zu ſehen," bemerkte der Graf ſpöttiſch. "Ihre Liebe zu der Großfürſtin iſt zu leiſenschaftlich, — Sie müſſen ſie ein wenig abkühlen."

"Sie wollen alſo entſchieden nichts gegen unſere Feinde unternehmen?"

"Gegen Ihre Feinde, liebe Gräfin, wollen Sie ſagen, ich habe keine. Diejenigen, welche die Großfürſtin ihrer Gnade würdigt, können meine Feinde nicht ſein; im Gegentheil, ich bin ſtets bereit, ihre Intereſſen zu theilen, ſoweit dieſe Intereſſen mit unſerem gemeinſchaftlichen Intereſſe — der Treue gegen die Großfürſtin — zuſammenfallen."

"Welche Frechheit im Lügen!" dachte die Gräfin, und laut ſagte ſie: "Ich ſehe, es iſt verlorene Zeit, mit Ihnen zu reden."

Es wurde geklingelt.

Die Trubekoi zuckte unwillkürlich zuſammen.

"Die Frau Großfürſtin läßt Sie zu ſich bitten," ſagte der eintretende Diener zu ihr. Ihr Geſicht erheiterte ſich bei dieſen Worten ſichtbar.

"Die iſt todt," ſagte der Graf zu ſich ſelbſt, nachdem er den Beſuch bis an die Thür begleitet hatte. "Laſſen wir die Todten ſich ſelbſt begraben und denken wir an die Lebenden."

Die Gräfin ſuchte unterwegs auszuſinnen, was ſie der Großfürſtin ſagen ſollte, aber ihre Aufregung war ſo groß, daß ſie zu keinem Reſultate gelangen konnte. Sie trat in das Cabinet der Großfürſtin. Man ſah ſie, ein wenig zu warten. Sie ſetzte ſich, ſprang aber gleich wieder auf. Ihr Herz ſchlug ſo heftig, daß ſie nicht ſtillſitzen konnte.

Die Thür knarrte. Die Gräfin wurde todtensbleich. Die

Großfürſtin trat ein. Der erſte Impuls der Gräfin ging dahin, mit einer theatraliſchen Bewegung zu beginnen, aber die ruhige Haltung der Großfürſtin hielt ſie davon zurück.

"Was befehlen Sie?" fragte dieſe.

"Befehlen kann ich nichts, aber ich wage zu bitten."

Zum erſten Male in ihrem Leben fühlte die Gräfin Schüchternheit und Befangenheit. Der ruhige Blick der Großfürſtin drückte ſie nieder. Sie zitterte und konnte kein Wort hervorbringen, endlich gelang es ihr durch eine verzweifelte Anſtrengung, ſich einigermaßen zu faſſen.

"Hohheit," ſprach ſie in vorwurfsvollem Tone, "Sie haben mich nicht angenommen; Jemanden nicht annehmen heißt ihm ſagen: Du biſt überflüſſig."

"Sie ſehen doch, ich habe Sie angenommen."

"Jetzt, ja, aber wenn die Fürſtin Miſiſchſchſch bei Ihnen iſt, bin ich überflüſſig."

Hier war die Selbſtbeherrſchung der Gräfin zu Ende und in leiſchaftlichem Tone fuhr ſie fort: "Hohheit, wenn Sie wüßten, wie Sie mich quälen, Sie würden Mitleid mit mir haben! Ich habe überdies nicht nur ein Recht, Sie zu lieben, ſondern auch das Recht, Ihnen zu dienen durch meine Erfahrung und Menſchenkenntniß, Ihnen zu dienen, treuer als alle andern Menſchen auf der Welt; verſtehen Sie mich? Treuer als alle! Ja, treuer als alle Andern! Ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, indem ich Sie mit der ſcheinbar naiven kleinſtädtiſchen Fürſtin bekannt machte, aber ich habe einen Irrthum begangen, das ſehe ich jetzt ein. Alle lagen mich an, daß ich eine Frau bei Ihnen eingeführt habe, die weit davon entfernt iſt, naiv und ländlich einfach zu ſein, und Alle werden Sie anklagen, daß Sie mit dieſer Frau intim ſind. Sie iſt eine der verborbenſten Stadtnaturen, man muß ſie meiden wie eine Schlange, — ich ſpreche das ſo kühn aus, weil ich Beweiſe dafür habe."

"Sie haben Beweiſe dafür?" fragte die Großfürſtin ruhig.

"Ja, ich werde Beweiſe dafür haben," ſprach oder ſchrie vielmehr die Gräfin.

"Hören Sie, Gräfin, ich ſchätze ſie aus alter Anhänglichkeit, aber Alles hat ſeine Grenzen. Seit Sie mir näher getreten ſind, iſt es Ihre einzige Sorge geweſen, alle Andern von mir fern zu halten. Sie widmeten ſich mir, das iſt wahr, aber nie — das müſſen Sie wiſſen — haben Sie mir einen guten Rath gegeben. Sie waren entzückt von meinen Ideen, meinen Plänen, das iſt auch wahr, aber jedesmal, wenn ich dieſelben ausführen wollte, hielten Sie mich durch allerhand Mittel von jeder Thätigkeit fern. Wenn Sie glauben, daß ich das nicht bemerkt habe, irren Sie ſich. Welche Zwecke Sie verfolgten, weiß Gott allein. Ich will Sie nicht richten, ich bin dazu noch zu jung, und will mein Gemüth nicht durch Mißtrauen vergiſten. Sie werden ſich einmal vor Gott zu verantworten haben; Gott helfe Ihnen, ſich vor Seinem Richterſtuhle zu rechtfertigen. Sie haben mich mit Liſa Miſiſchſchſch bekannt gemacht, das iſt wieder wahr. Aus welchen Gründen Sie es gethan, weiß ich nicht, aber ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, denn ſie iſt eine reizende, ſympathiſche Frau. Ich finde nicht, daß ſie eine verborbene Natur ſei; im Gegentheil ſie iſt ſo rein und edel, daß ich nur wünſchen kann, alle Frauen wären ihr ähnlich. Ich will Ihnen das beweifen. Sie kenne ich ſchon lange, nicht wahr? und Sie haben mir keinen einzigen guten Rath gegeben und haben mich daran verhindert, Gutes zu thun. Bis jetzt habe ich an Liſa Miſiſchſchſch nicht ein Atom Egoismus gefunden. Ich fühle, daß ich ſie lieben werde wie eine Schwelter und daß ich bei ihr Sympathie finden werde für alles Gute und Edle; Sympathie und thätige Unterſtützung. Solchen unverborbenen Naturen gegenüber, die nicht den Rang, den Titel in uns lieben, ſondern die Individualität, fühlt man ſich ſelbſt veredelt, während man denen gegenüber, die uns nur unſeres Titels wegen lieben, fühlt, daß man ſchlechter wird. Ihre Schmeichelei

ist ein langsames, aber sicheres Gift; anfangs berauscht uns dieses Gift, dann schlafert es uns ein und zuletzt tödtet es uns; ja, es tödtet jedes höhere Streben, jede Energie. Ich bin glücklicherweise noch bei Zeiten erwacht. Ihnen verdanke ich diese Erweckung, Sie haben mir lebende Menschen zugeführt, — das war ein guter, ehrlicher Dienst von Ihnen; aber Lisa Mitischtschef muß unschuldig bleiben, hören Sie? Sie dürfen sie nicht verderben, wenn Ihnen an meiner Freundschaft etwas gelegen ist. Ich verlange, daß Sie mir nie ein Wort über sie sagen, verstehen Sie mich? Ich verlange das! Was Sie mir eben gesagt haben, will ich vergessen, unter der Bedingung, daß Sie kein Wort davon jemals wiederho-

Den reinen, freudestrahlenden Blick der jungen Großfürstin, ihre edle Begeisterung, den ehrenhaften Stolz, den die hohe Frau in dem Bewußtsein fand, daß sie, dem Aler gleich, sich hoch über alles Gemeine und Niedrige erhob, — von alle dem sah sie nichts. Sie dachte nur an sich und an ihren Sturz. Aber äußerlich sah man nichts von dem in ihr tobenden Sturme. Sie nahm erst eine wehmüthige, dann eine demüthige Miene an und lächelte friebfertig.

„Ihre Befehle sollen erfüllt werden, Großfürstin,“ sagte sie, sich ehrerbietig verneigend.
 „Keine Feierlichkeit, ich bitte Sie,“ antwortete die Großfürstin. „Auf Wiedersehen, ich bin sehr müde.“



Nil - Katarakte bei Assum (Siehe Seite 695.)

len; erfüllen Sie diese Bedingung nicht, nun, dann müssen wir uns trennen . . . Haben Sie mich verstanden?“

„Ich habe Sie verstanden,“ antwortete die Gräfin. Sie fühlte mit jedem Nerv ihres Wesens, wie kritisch ihre Lage sei. „Es ist aus, Du bist von Deinem Plage verdrängt,“ rief ihr eine innere Stimme zu. Wenn es einen Fleck in ihrer Seele gegeben hätte, der von dem Krebs der furchtbaren Selbstsucht nicht angesteckt gewesen wäre, so hätte vielleicht in diesem Flecke eine Reaction stattgefunden und sie hätte vor ihrer Mißgestalt erschrecken und einen Versuch sich zu bessern machen können. Aber leider gab es keinen solchen gefunden Fleck in ihrer Seele. Sie begriff von den Worten der Großfürstin nur die, welche ihre Selbstliebe, ihren Egoismus verletzten und ihre bösen Leidenschaften entzündeten.

„Darf ich Sie morgen sehen?“

„Morgen, ja, nur nicht von zwei bis vier,“ antwortete die Großfürstin im Fortgehen.

„Aha,“ dachte die Gräfin, „hier wird etwas eingerichtet und ich weiß nichts davon! O meine liebe Lisa Mitischtschef, Sie werden mir theuer für dies Alles bezahlen.“

Die Gräfin fuhr nach Hause, nachdem sie von der Großfürstin mit einem Lächeln auf den Lippen Abschied genommen hatte.

„Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Frauen,“ dachte die Großfürstin, als sie allein gelieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit.

(Mit Illustrationen.)

Wahr als je ist jetzt Afrika das Land der Hoffnungen und der Schmerzen. Im Westen wie im Osten, am Aequator wie nördlich und südlich desselben sind unsere Interessen reger. Gebiete sind annektirt und unter die deutsche Reichsflagge, unter die Flagge des Congo-Laates, unter englische, französische Flagge neu gestellt worden. Der Sudan wurde zum Schauplatz eines unerhörten, fast verbrecherischen Treibens: die englische Regierung rüffte eine Armee aus und übernahm, von ägyptischen Truppen unterstützt, einen Nach- und Eroberungszug gegen den Mahdi und seine türkischen Anhänger, die arabischen Scheichs und Dervische, welche gegen Alles, was Christ hieß, mit teuflischen Martern wütheten. Der Feldzug gestaltete sich, in Folge mörderischer klimatischer Einflüsse, zu einer schmachvollen Niederlage und zum Rückzuge. El Obeid, Chartum, alle festen Positionen am oberen Nil und im Westen desselben wurden preisgegeben. Gordon und viele andere Christen fielen

zusammen; vier deutsche Kreuzerregatten: „Stosch“, „Greifenau“, „Eisabeth“ und „Prinz Adalbert“, nebst dem Tender „Ehrenfelds“ erschienen unter Commandore Paschen vor Zanibar, um dem Reichsschiffe Nachdruck zu geben. Sofort bewirkte diese Machtentwidelung das unbedingte Nachgeben des Sultans von Zanibar, er hat auf alle seine Ansprüche auf die von Deutschen erworbenen Gebiete verzichtet.

Der Commissar der deutschen Reichsregierung in Zanibar, Gerhard Rohlf's, allbekannt als hohewerdigster Forschungsreisender, wurde zurückgerufen und durch eine andere Persönlichkeit ersetzt. Allerhand Zeichen des Mißfallens über sein diplomatisches Auftreten bei Saïd-Borgasch empfangen ihn schon in verschiedenen deutschen Blättern, noch ehe er den Continent wieder betreten. Wir lassen dahingestellt, ob Gerhard Rohlf's, dessen Portrait wir mittheilen, sich für diese spezielle und jedenfalls ebenso schwierige wie undankbare Mission in Zanibar geeignet



Gerhard Rohlf's.



Dr. Oskar Lenz.

dieser Preisgabe zum Opfer. Das englische Ministerium mußte abtreten und seine Nachfolger erklärten, nach Lage der Dinge sei nicht an die Wiederaufnahme eines Vormarsches zu denken.

Inzwischen hatte sich auch Italien, dieser wankelmüthige Bundesgenosse, angelockt durch trügerische Schatzzüge der englischen Politik, zu einer kriegerischen Action im Nordosten des schwarzen Erdtheils aufgerafft: es sandte Truppen an das Ufer des Rothen Meeres, um von da aus gegen die Anhänger des „falschen Propheten“ zu operiren und sich einen Antheil an dem Lande räufchender Verbeißung zu sichern.

Diese italienische Truppenmacht schmilzt unter der Gluth des mörderischen Klimas und unter Entbehrungen zusammen, wie Schnee in der Sonne. Krankheit und Tod wüthen in den schon gelichteten Reihen, und zuletzt steht es noch in Frage, ob man selbst den kleinsten Küstenpunkt, an welchem Italien sich hält, in dessen Händen lassen wird.

Die Macht der fanatischen, Christen hassenden Araberbande hat den Sieg behalten, den ihr vor der Hand und vielleicht auf lange Zeit Niemand streitig zu machen im Stande ist. Selbst der seitdem erfolgte Tod des Mahdi wird an dieser Sachlage wenig ändern.

Weiter abwärts in Ostafrika hat eine deutsche Ostafrikanische Gesellschaft durch Verträge mit schwarzen Stammeshäuptlingen große Landgebiete erworben und müht sich, eine Colonisation derselben einzunehmen. Ein kaiserlicher Schutzbrief hat dieser Unternehmung einen gewissen Rückhalt gegeben. Darüber war nun der Sultan von Zanibar, Saïd-Borgasch, aufsehend angelachelt durch englische Einschüchterungen, zu Feindseligkeiten gegen die Deutschen übergegangen und hatte in den Schutzgebieten seine Flagge aufgestellt, auch durch bewaffnete Leute eine theilweise Besetzung eintreten lassen. Da aber durch diese Feindseligkeiten der kaiserliche Schutz und die Verheißung des deutschen Reichs verlegt worden ist, so zog sich an der Küste von Zanibar ein Gewitter

hat oder nicht nicht, — seinen vielen Verdiensten um die Erforschung Afrikas ist dadurch kein Eintrag geschehen.

Wir theilen auch das Portrait eines andern deutschen Reisenden, des Dr. Oscar Lenz mit, welcher im Monat Juli an der Spitze einer österreichischen Expedition nach Afrika aufgebrochen ist, um von Westen aus den Congo entlang vorzubringen und zweien deutschen Forschungsreisenden, welche lange als verirrten galten und in den von Arabern besetzten Landestheilen des Ostens eingeschlossen gewesen sind, Hilfe zu bringen.

Der junge Congo-Staat, unter der Souverainetät des Königs der Belgier, Leopold II., erfährt von vielen Seiten heftige Angriffe. Die vorthellhaftesten Schilderungen Stanleys, der zum Generalgouverneur ausgerufen ist, werden in öffentlichen Blättern hart bekämpft. So führt der französische Moniteur du Congo in einer Reihe von Artikeln aus, daß Erze auf dem Gebiete des Congo-Laates nicht vorhanden seien; daß sich der Handel im ganzen Congogebiete nicht auf 75 bis 80 Millionen, sondern höchstens auf 27 500 000 belaufe, daß endlich die Erbauung der Congo-Eisenbahn kolossale Summen verschlingen, aber keine Zinsen, die dem angewendeten Capital entsprächen, abwerfen werde. In Betreff des Congohandels, der sich nur auf fünf Producte (Eisenstein, Kautschuk, Kaffee, Gummi, Palmöl) und Körner (Erdnüsse und Palmennüssen) beschränkt, sei der freie Congostaat durch die Abtretung der Küstenreiche an Frankreich und Portugal erheblich geschädigt, dazu werde der Zoll, der beim Ausgang aus dem Staat mit 5 Procent von jedem auf dessen Gebiete gelaufenen Gegenstand erhoben werden solle, den Handel neue Schädigung bereiten. In Betreff der Bahnlinie wird ausgeführt, daß die Hitze und das ungesunde Klima die Verwendung europäischer Arbeiter — zumal da der aufzuwühlende Boden sofort wieder erzeuge — unmöglich mache; da die Congo-Neger sehr faul seien, müßten

Schwarze aus anderen Gegenden herangezogen werden; ein äußerst kostspieliges Uebel. Dazu könne das im Lande befindliche Holz nicht verwendet werden; es sei von weißen Ameisen durchbohrt, nicht dauerhaft; es müsse aus anderen Gegenden beschafft werden.

Am Schneidenstein sind aber die Angriffe im New-Yorker „Herald“, dessen Vetter Stanley zuerst nach Afrika sandte. Er bringt eine Correspondenz aus London unter dem Titel: „In den Tod gefandt.“

„Ingeachtet der verführerischen Bemühungen des Herrn Stanley, die Zustände am Congo in ein Geheimniß zu hüllen, und trotz seiner Anstrengungen, alle genauen Berichte nach Europa zu unterdrücken, bin ich doch durch einen Freund, der jetzt im Dienste der Congo-Association steht, in den Stand gesetzt, Ihnen einige Thatsachen zur Veröffentlichung durch Ihre einflussreiche Zeitung mitzutheilen. Eine der ersten Bedingungen, welche die in den Dienst der Congo-Association Treitenden zu unterschreiben haben, ist das Verbot von Mittheilungen über den Zustand der Verwaltung am Congo. In der That, würde die Wahrheit oder auch nur die halbe Wahrheit über die Zustände am Congo bekannt werden, so würde dort bald kein Weiser mehr leben. Die ganze Verwaltung geht von dem Brüsseler Verkaufsbureau (puffing office) aus.

Von diesem werden die Leute oder richtiger Dyer engagirt; es sind in diesem Bureau geschickte Agenten thätig, deren Aufgabe es ist, fortwährende verlockend Zusagen und blühende Schilderungen von Klima und Verwaltung des Landes zu entwerfen. In ihren Augen erscheint Alles rosenfarben. Jedes Engagement lautet auf drei Jahre. Ich sende Ihnen Auszüge aus einem vom 10. März datirten Briefe eines im Dienste der Association am Congo beschäftigten Freundes, dabei betone ich vorweg, daß mein Freund kein Witterersöhndchen, sondern ein kräftiger, an Entbehrungen und Abhärtungen aller Art gewöhnter Mann ist. Früher reiste er in Süd-Afrika und hat sich auch in verschiedenen uncivilisirten Gegenden von Australien aufgehalten. In dem Briefe, einer Antwort auf einen Neujahrswunsch, heißt es nun: „Wenn Jemand mir etwas wünschen will, so möge es das sein, daß ich bald fern von hier sein möge. Alles ist hier schlecht. Arzte giebt es hier nicht, doch ja, einen einzigen, dessen Wirkungskreis sich auf ein Areal von 300 bis 600 Miles erstreckt. Die Medicin ist schlecht, die Provisiionen sind noch schlechter. Es ist Alles eine mächtige Schlinge. Unsere Leute sterben weg wie verrottete Schafe. Jeder Brief bringt eine Todesnachricht. Es ist entsetzlich! Gott sei Dank, ist jetzt die schlimmste Jahreszeit vorüber und wir mögen hoffen, möglicherweise gesunderes Wetter zu bekommen.“

In einem Briefe vom 26. März endlich heißt es: „Meine Gesundheit ist sehr schlecht, mein Körper mit Geschwüren bedeckt. Auch über dieses Land, das nichts als Tod, Krankheit und Zerstörung ist! Es ist Mangel an Lebensmitteln, und die vorhandenen sind schlecht, auch fehlt es an Pflege. Die meisten der armen Teufel, die mit mir kamen, sind begraben oder auf der Heimreise.“

Der „Herald“ veröffentlicht in derselben Nummer einen Leitartikel über die Angelegenheit, in welchem die Vermuthung ausgesprochen wird, daß die Angaben des Correspondenten auf Uebertreibung beruhen. Die Spitze derselben sei offenbar gegen Stanley gerichtet. Nun wisse wohl Niemand die glänzenden Eigenschaften Stanleys besser zu würdigen, als der „Herald“, der Stanley zuerst nach Afrika gefandt habe, um Livingston zu suchen. Freilich könne ja der große Erfolg

Stanleys Sinn ein wenig geändert haben, in dessen Fein mehr Beweise notwendig, um zu glauben, daß Stanley mit der Miswirtschaft etwas zu thun habe.

Es ist sehr wohl möglich, daß diese feindslichen Aufsetzungen des jungen Unternehmens von neidischer Seite in England inspirirt sind. Vielerseits ist das Congogebiet jedenfalls, sonst würden die Engländer nicht selbst Gesellschaften zur Verbindung mit dem Congo bilden, sie sind praktische Leute, welche ihre Capitalien nicht in den Wind zu streuen gewohnt sind. Von Brüssel aus, wohin Dr. Allard, „Chefarzt des Senatoriums am Congo“, kürzlich zurückgekehrt ist, wird bestritten, daß der Aufenthalt am Congo sehr ungesund sei. Thatsächlich werden jedoch wieder Todesfälle berichtet, z. B. von Kasamba, Vorlieher der Equatorstation am oberen Congo.

Inzwischen befestigt sich die deutsche coloniale Verbindung mehr und mehr. Es ist nun vom 1. August ab von Seiten unseres Reichspostamtes auch ein Paketförderungsdienst zwischen Deutschland einerseits und einer Reihe westafrikanischer Küstenplätze andererseits eingerichtet, nämlich Accra, Adoh, Ambriz, Ambrizetti, Bagida, Banona (Congo), Cabenda, Cape Coast Castle, Cap Palmas, Elobi, Gabun, Grand Basra, Grand Koyo, Kamerun, Kinkembo, Landana, Little Koyo, Roanda, Salm, Wajumbu, Monrovia, Ruacula, Nufera, New Calabar, Quittah, Salt Pond, Sines, Waiba und Winnebach. Dieser Dienst erstreckt sich auf gewöhnliche Pakete ohne Werthangabe und ohne Nachnahme bis zum Gewicht von 5 Kgr. einschließlich. Die Entlieferung und Auslieferung der Pakete in den genannten Plätzen hat an Bord der Dampfschiffe zu geschehen oder kann, soweit sich Agenten der Bornemann'schen Unternehmung an diesen Plätzen befinden, durch deren Vermittelung erfolgen. In der Richtung nach Afrika sind die bei den deutschen Postanstalten eingelieferten Pakete sämmtlich dem Postamt 2 in Hamburg zuzuführen, von wo aus die Weiterbeförderung nach dem Bestimmungsorte in der Regel am letzten Tage jedes Monats erfolgt.

Das Porto, welches stets vom Absender im Voraus entrichtet werden muß, beträgt in beiden Richtungen ohne Rücksicht auf die Entfernung und das Gewicht 1 M. 30 Pf. für jedes Paket.

Unter Hinweis auf unsere Illustrationen, von denen wir noch eine Darstellung der Miffale, den heiligen Kitt des arabischen Dierpriesters am Tage vor dem Feste des Propheten über Menschenleiber zur Ehre Gottes, zwei arabische Violenspieler und die Toiletten verschiedener Negersfrauen zu erwähnen haben, machen wir aufmerksam auf das große Lieferungsstück, dem wir diese Illustrationsproben entnehmen, nämlich: Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Illustrationen in Holzschnitt und 18 colorirten Karten. In 30 Lieferungen à 60 Pf. Verlag von A. Hartleben in Wien.

Dieses Werk erstreckt sich über das gesammte afrikanische Gebiet, Geographie, Geschichte, Schilderung von Bevölkerungen, Einrichtungen, Handelsbeziehungen, Reisen etc.

Es liegen von diesem Unternehmen, dessen Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, bereits 24 Lieferungen vor, aus denen klar hervorgeht, daß das Werk nach seiner Vollendung ein sicherer Führer durch ganz Afrika und ein werthvoller Schatz deutscher Hausbibliotheken sein wird.

Das Kartenkleeblatt.

Da hat das Kleeblatt nun besammet,
Die tiefste Stille herrscht umher, —
Aur Der, der den renonce genommen,
Aur dieser Eine senkt sich schwer:
„Ach, wach ein Schandblatt ich da habe!
Was spiel ich hier nur. Nachbar, hör';
Ich weiß noch nicht, ob ich es wage,
Sind's sieben Pik, sind's sieben Coeur“
I, hol's der Coeur, daß ich's melde;
Hört, sieben Coeur sind angesetzt.
Verlier ich, wehe meinem Gelde,
Ich armer Mann, Gott sei's geklagt!“ —
Er zieht bedacht'fam seine Karte —
„Was ist denn das — wie wird das geh'n?
Ach, daß ich's schlecht berechnet hatte!
Der Gegner hat vier contra sel'n!“
So geht das Spiel in einem Fort,
Fortuna winkt bald hier, bald da,
Doch oft bleibt sie an einem Ort,
Den ihre Laune sich ersah.
Nun heißt's: „Mein Herr, Sie spielen heute
Mit großem Glück, mit wahrer San,
Was sind wir Andern arme Leute
Denn das Geschäft geht gar zu lau.“
Es wird geschickt 'rüber, 'nüber,
Als Einer sich nicht mehr bezimmt

Und ruft: „Hol's Der und Zener lieber,
Das ganze Spiel das sei verkehmt!“
Und klatschend steigen seine Karten
Hin auf den Tisch im Born geworfen,
Doch Aermster, Du kannst lange warten,
Denn Born, er hat Dir nichts geholfen,
Die Andern, fürchtend die Gefahr,
Das Spiel könn't unterbrochen werden,
Sie reden zu: „Freund, sei kein Narr,
Dir laßt das Glück noch oft auf Erden.
Komme, setz Dich nur, laß Dich bewegen
Und spiele weiter mit Humor,
Daß Deinen Born nicht mehr sich regen
Und mach nicht mehr so viel Kumor!“
Da greift der Störer zögernd wieder
Hin nach den Karten, steht sie an
Und zählt, berechnet, fragt hinwieder:
„Wer spielt denn aus? Ach, ich bin dran!“
Da sitzen sie nun wieder friedlich
Und spiel'n Treff, Caro, Pik und Coeur
Bis in die tiefe Nacht gemüthlich
Und freiten ernstlich sich nicht mehr.
Wenn auch noch manchmal sich erhellt
In hellem Spieleschichte ganz
Ein Campan, daß sein Auge blizt,
Sie spielen gern doch „preferance“.

• • • • •
Allerlei Nützliches.
 • • • • •

Biegames Eisenbein kann man leicht durch folgendes Verfahren erzielen: In eine Lösung reiner Phosphorsäure von 1,3 spezifischer Schwere wird das Eisenbein so lange gelegt, bis es seine Undurchsichtigkeit verloren hat und entweder ganz oder zum Theil durchsichtig geworden ist. Hierauf wird es in kaltem reinen Wasser gewaschen und ist nun so biegsam wie Leder. An der Luft erhärtet es bald wieder; die Biegsamkeit wird jedoch aufs Neue hervorgerufen, wenn man es in heißes Wasser taucht. Für manche technische Verwerthungen ist dies von nicht unerheblicher Wichtigkeit. Gleichen Effect erzielt man übrigens, wenn Eisenbein 3 bis 4 Tage in eine Mischung von 1 Theil Salpetersäure und 5 Theilen Wasser eingelegt wird, wodurch es vollkommen weich wird.

Wollenzuge wasserdicht zu machen. Auf 10 Pfd. Waare 10 Loth Mann, 4 Loth Bleizuder, 3 Loth Gelatine, jedes für sich in heißem Wasser gut aufgelöst, zusammengemischt und in soviel 30–40° warmem Wasser abgeseigt als nothwendig, um den Stoff damit vollständig zu tränken. Die Waare wird alsdann 1/2 Stunde unter fortwährendem Wasplen in diesem Bade behandelt, herausgenommen, einige Minuten in klarem Wasser auf der Waschmaschine gespült, und ist dann fertig.

Klettermelonen zu ziehen. Die Kerne werden Anfangs Mai zu zweien in kleine Töpfe gesetzt, die man in ein Gewächshaus oder Zimmer stellt, bis die Pflanzen Ende desselben Monats in's Freie gepflanzt werden können. Als geeignete Pflanzstelle empfiehlt sich ein sonniger nach Süden gelegener Platz an einer Wand, an welcher vorher ein geneigtes Spalter aus Holz oder Bruch errichtet ist. Die Stellen, an welchen die Melonen gepflanzt werden sollen, müssen mit vertrottem Dung und guter Erde möglichst sorgfältig zubereitet werden. In den ersten Tagen nach dem Auspflanzen sind die jungen Pflänzlinge bei hellem Wetter während der Mittagsstunden etwas gegen die intensiven Sonnenstrahlen zu schützen — nach dem Anwachsen ist dies nicht mehr nöthig — und man wird die Freude haben, die kleinen Pflanzen bald üppig gedeihen zu sehen. Sie ranken sich selbst gleich Zierlirbissen an dem Spalter in die Höhe und nur ausnahmsweise braucht man sie durch Anheften hierin zu unterstützen. Vor und nach der Blüthezeit besprüht ein ab und zu gereicher Dungguß, sowie ein Ueberstreichen der Pflanzen mit lauem Wasser am Abend die Entwicklung der Pflanzen und Früchte ungemein. Letztere erscheinen in reicher Menge und haben etwa die Größe eines Straußeneies; sie kommen schon Anfangs September zur Reife und eignen sich ebenso gut zum Rohgenuß als zum Einmachen.

• • • • •
Allerlei Heiteres.
 • • • • •

Ein lücker Papagei. Der Rentier S. in Güstrow besaß einen sprechenen Papagei, der sich mit einem sehr gelehrigen Bologneser Hündchen in die Gunit seines Herrn theilte. Den letzteren pflegte sein Herr des Morgens damit zu beauftragen, etwas aus Kasse zu holen. Er rief ihm alsdann zu: „Signora, geh taum Bäcker!“ und gehorsam stellte sich der Hund mit einem Körbchen im Maul vor seinen Herrn, bis dieser entweder ein Geldstück in den Korb warf, oder dem Hunde zurief: „Up Pumps!“ da der Bäcker auch auf Credit verabsolgt. Der Hund machte sich auf den Weg, und hatte er den Auftrag zur Zufriedenheit seines Herrn ausgeführt, so erhielt er als Belohnung ein Stück Badwerk; war das nicht der Fall, der Hund z. B. zu lange geblieben, so jagte ihn sein Herr mit einem energischen „Wisse rut!“ zur Thüre hinaus. Seit einiger Zeit nun war es dem Rentier aufgefallen, daß die Bedienung des Bäckers nicht ganz stimmte, es kam ihm vor, als ob derselbe mit doppelter Kreide schreibe. Die Lösung des Räthfels fand er indeß, als er eines Morgens der Zeuge folgender Scene wurde. „Signora, geh taum Bäcker!“ herrschte nämlich der Papagei den ruhig hinter dem Ofen liegenden Bologneser an, und gehoramt stellte sich dieser mit dem Körbchen im Maul vor seinen gefiederten Gebieter. „Up Pumps!“ fuhr dieser fort und Signora trollte sich, um pünktlich mit dem Körbchen voll Badwerk wieder zu erscheinen. Statt die erwartete Belohnung zu erhalten, wurde er aber von seinem Auftraggeber mit einem kategorischen „Wisse rut!“ davongejagt und dieser machte sich gemüthlich über das Gebäd her.

Regenion. Mutter: „Nun, mein süßer Junge, hast Du auch Deine Ferien-Arbeiten fertig?“ — Söhnchen: „Die brauch ich nicht zu machen, Mama.“ — Mutter: „Gewiß mußt Du sie machen, mein Engel, denn sonst setzt Dich der Herr Lehrer ja um einen herunter.“ — Söhnchen: „O, Mama, ich bin schon der Letzte.“

Bahnärztliche Reclame vor Gericht. Vor dem Polizei-Gerichtshofe in Paris erschien der Zahnarzt Girardon unter der Anklage der Ehrenbeleidigung. Derselbe hatte an allen Straßenenden sein Etablissement zur Verstellung künstlicher Zähne angekündigt; darunter stand ihm die durchschossenen Leitern eine Liste junger Schauspielerinnen, die der Zahnarzt als zu seinen Kunden gehörend anzählte. Drei der Patientinnen, unter Anführung der Naiven Mlle. Dupart, citirten den indisch-

creten „Medicus“ vor Gericht. Als die Klägerinnen vor dem Richter erschienen, sprachen sie vorerst kein Wort, öffneten den Mund, bissen die Zähne fest aufeinander und führten so den eclatanten Beweis, daß sie noch niemals Belegenheit gehabt, nach den Imitationen des Herrn Girardon zu verlangen. Dieser verbeugt sich höflich, dann sagt er: „Ich bedauere sehr, daß ein Mißverständniß die drei Grazien in drei Jurien verwardelt; in meinem Verzehe habe ich noch andere Geschäfte, und ich wiederhole es mit Stolz, daß die Damen hier blos in Plombirungs-Angelegenheiten mein Atelier besuchten.“ Der Richter tadelte den Zahnarzt ob seiner ganz ungehörigen Mythologie und befahl ihm, die zum mindesten zweideutige Annonce sofort zu entfernen.

Auf der Eisenbahn. Passagier: „Schaffner, fährt denn der Bummelzug nicht bald weiter?“ Schaffner: „Zawahl, sofort, wenn die Bummel alle besammen sind!“

• • • • •
Spiele und Denkaufgaben.
 • • • • •

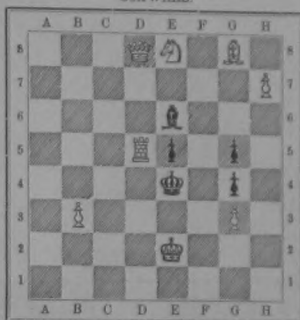
Schach.

(Redigirt von Johannes Mindwip in Leipzig.)

Aufgabe XLIX.

Von Karl Traxler in Budweis.

SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XLVII.

- 1. L f2—e3
- 2. S d1—f2 †.
- L
- 2. S d1—e3 †.

Auf andere Wegezüge folgt 2. S e6—c5; oder g5 †.

Somnium von Sofie Schott.

Was seufzen die Leute so klaglich, wo arg?
 Fern ist ihrer Jugend der schaurige Sarg,
 Und wie dort der Wagen, die Diener bezugen,
 Scheint Reichthum weit eher als Noth ihnen eigen.
 Ein Wort ist's, das sezt sie in trauriges Bangen,
 Ein Wort lodt die Thränen auf röthliche Wangen,
 Es wandelt in Schmerzen der Liebenden Lust,
 Der Wehmuth ein Stöhnen erprezt es der Brust.
 „Ei, alberne Schmaden!“ spricht Nachbars Frau Marthe,
 „Ja, macht an dem Messer hier Scharte an Scharte,
 „Dann ärgert die Arbeit mich manches Mal wohl,
 „Die hier mit dem Messer vollbringen ich soll;
 „Doch Stöhnen und Thränen, da sei Gott dafür!
 „Solch kindisches Treiben ist ferne von mir.“

Magisches Buchstaben-Quadrat von Charlotte Fromm.

A	A	B	C	E
E	E	E	G	G
I	I	I	I	L
L	M	N	N	O
O	R	R	R	S

- Eine Stadt Tirols.
- Eine Person aus Schillers „Don Carlos“.
- Eine bestimmte Bezeichnung einer Laune.
- Ein weiblicher Name.
- Ein afrikanischer Strom.

Wortbild-Räthsel von Lehrer Carl Pospiech.

	n	n	n	s	s	s
	R	R	R			
1.	n	hr	R	n	2.	s
	n	R	R			
	n	n	n	s	s	s

Kreis-Räthsel von Lehrer Carl Pospiech.

1 2 3 ein Abschiedswort, 1 2 3 4 ein Stand, 1 2 3 4 5 ein weiblicher Name, 4 5 6 7 Gegensatz zu lieb, 5 6 7 Formel einer Versicherung, 5 6 7 8 9 Bezeichnung für Schwiegerohn, 6 7 8 ein weiblicher Name, 7 8 9 10 Bezeichnung für Frau, 8 9 10 11 ein Schlußwort, 11 1 2 3 4 ein Werkzeug.

Aufkündigungen der Räthselspiele in Nr. 48.

Des Kreuz-Räthfels von Petersohn:

T	i	b	e	t														
G	r	e	i	z														
H	a	r	e	m														
M	a	g	i	e														
H	y	d	r	a														
A	r	e	n	a														
T	h	e	o	d	o	s	i	n	s	d	e	r	Z	w	e	i	t	e
F	r	i	e	d	r	i	c	h	B	a	r	b	a	r	o	s	s	a
O	w	i	e	i	s	t	s	m	ö	g	l	i	c	h	a	n	n	
T	h	e	o	d	o	s	i	n	s	d	e	r	G	r	o	s	s	e
A	l	b	r	e	c	h	t	e	r	U	n	a	r	t	i	g	e	
C	o	n	s	t	a	n	t	i	n	d	e	r	G	r	o	s	s	e
T	h	r	a	n														
Z	u	a	v	e														
L	o	t	t	o														
A	t	h	e	n														
I	r	e	n	e														
H	u	s	a	r														

Des Räthfels von Hedwig Bajahr:
Meta — Niem.

Des Arithmogryphs von Stabenow:
Bilfenkraut, Eife, Ffar, Marte, Kreta, Silber, Kreis, Biene, Kerbel, Birke, Breslau.

Des Silben-Räthfels von B. Schröder:
Pobagra, Augenlid, Linke, Lavendel, Zrawaddi, Nicotin, Cloiro, Lemper, Irania, Cement, Clarinetist, Altai. — Pauline Luca — Adeline Patti.

Correspondenz u. Fragenbeantwortung.

Dr. S. Breslau. Bei der Redaction des Deutschen Reichs- und Preussischen Staatsanzeigers scheint allerdings das Wieder des Professor Dr. Rörber noch nicht bekannt zu sein, da unter den Dozenten des landwirthschaftlichen Instituts hiesiger Universitäts für das nächste Wintersemester der gute selbige Rörber noch immer, aber die städtischen Theorie lesen wird. Die Befamntmachung des Directores des landwirthschaftlichen Instituts datirt allerdings vom Juli schlechthin, sie wird aber doch im August erst veröffentlicht.

Bernh. Ziefle. Der Himmel bewahre uns vor den Annungsmißständen, wie sie bis vor hundert Jahren am Volkswohl zehnten!

Genel in W. Besser, aber noch lange nicht gut!

G. B. J. Lebenswichtig wie immer! Beien Guhl!

G. in Götting. Antworten mit Antwort können für 20 Pfg. nach allen freieswilligen Colonien gefandt werden.

Haätor Ziesani. Versicherung gegen Reiseunfälle gewährt die Versicherungs-Gesellschaft „Thuringia“ in Erfurt durch alle ihre Agenturen.

Amelie K. in Pest. Weshalb sollten Sie „keine Hoffnung“ haben, einen der ausgezeichneten Preise zu gewinnen?

Genü D. in W.-hain. Ob wir „vielleicht das Gedicht bringen mit den letzten Strophen eines jeden Verles. Wo alles nicht, kann Karl allein nicht lassen“? Wir kennen den glücklichen Dichter nicht, der des seligen Schiller berühmtes Wort aus Don Quixote zum Bestrafn eines „Liebes“ gemacht hat. Ueber Darwin gelegentlich, Nichts über Spiritismus.

B. in Wladenburg. Nach den kürzlich veröffentlichten Angaben über die Marine des deutschen Reiches bezieht das schwimmende Material unserer Kriegsmarine vorwiegend aus folgenden Schiffen und Fahrzeugen: 13 Kreuzerfahrzeuge, 14 Panzerfahrzeuge, 9 Kreuzerregatten, 11 Kreuzerfortrassen, 5 Kreuzer, 4 Kanonenboote, 8 Minierboote, 9 Kreuzerregatten, 1 Vermessungsfahrzeug, 8 Transportsfahrzeuge, 11 Schulschiffe, 45 Zehnboote, 1 Kreuzerfahrzeuge, zusammen 139 Schiffe, welche in Folgezeit für den Heeresdienst, 9 Lothensfahrzeuge, zusammen 139 Schiffe, welche mit 562 Geschützen armirt sind, ein Doppelcment (Eigengewicht) von 188 375 Tonnen (à 20 Gr.), Maschinen von zusammen 186 200 indicirten Pferdekraften haben und eine Besatzung von 17 980 Mann erfordern.

D. an der Thaha. Die Vorlesung würde Sie und Ihre deutschen Genossen! G. B. J. seien Sie nur über diese Frage das Innsbrucker Tageblatt; Sie werden dann volle Klarheit gewinnen.

H. in Wm. Konstantinopel hat 870 000 Einwohner, davon 112 000 fremde. Im europäischen Stadttheile wohnen 270 000 Menschen.

Das Breslauer Sonntagblatt

eröffnet in wenigen Wochen seinen fünften Jahrgang. Wie wir bisher unter der beifälligen Theilnahme unserer geehrten Leser mit Erfolg bestrebt gewesen sind, in dieser illustrierten Wochenschrift alle Eigenschaften eines guten Familienblattes und zugleich den Charakter eines spezifisch schlesischen Organs zu vereinigen, so haben wir auch für den neuen Jahrgang alle Veranstaltungen getroffen, um dem „Breslauer Sonntagblatt“ einen sorgfältig gewählten, anmuthig unterhaltenden und anregend belehrenden Inhalt, geschmückt mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen, geben und möglichst viele schlesische Mittheilungen aus bewährten Federn darbieten zu können. Die Förderung aller geistigen und materiellen Interessen der Nation und des deutschen Hauses, sowie der Kenntniß schlesischen Lebens werden wir uns im „Breslauer Sonntagblatt“ stets angelegen sein lassen.

Ungeachtet der reichen literarischen und künstlerischen Gaben, welche wir bei so billigen Preise bringen, dürfen wir uns der treuen Anhänglichkeit unserer Leser und der thätigsten Unterstützung weitester Kreise wohl auch ferner versichert halten.

Den spezifisch schlesischen Theil des „Breslauer Sonntagblatt“ beginnen wir mit einer längeren, höchst interessanten patriotischen Darstellung: Schlesische Befreiungskämpfer, enthaltend das Tagebuch eines alten freiwilligen Jägers aus Breslau über die Tüde und Kämpfe von 1813—15, sowie eine große Reihe von Erinnerungsblättern von der Hand der Kämpfer, die in allen braven schlesischen Herzen ihren innigen Widerhall finden werden.

Außerdem bitten wir folgende Uebersicht derjenigen Beiträge, die wir zunächst mittheilen werden, beachten zu wollen:

Zunächst zwei durchaus gehaltreiche, fein ausgearbeitete, farbenfrische und spannende Romane:

Die Tochter des Commerzienraths, von Ewald August König.

Die Heye von Weimar, von Julius Groffe.

Außerdem: Das Nocturno Chopins, von Moritz von Reichenbach. Ein einfaches Grab, wahre Geschichte aus Oberschlesien von Martin Bauer. Essentielle Spiele in Alt-Breslau. Ein Ueberfall durch Tiger, von M. Kull. Das letzte Glück, von Erich von Hutten. Kubana, von Leon Sloet. Prinzess Waldbreite, von Annie Body (pseudonym). Auf Königs Befehl, von Leo von Stür. Platen, von f. Berg. Die Gilmischer, von Ludwig Habicht. Die böse Stiehn. Humoreske von C. Schröder. Johannisstreich, von franzesla von Limpurg. Ein Haugball, von Margarethe Loewe. Frühlingstage, von f. Lago. Conia, Erzählung aus dem Carlstenkrieg von E. E. Bressanone. Das Schlangenfest in den Abruzzen von C. Ciamboli. Perlen, von Alfred Stelzner. Reisebilder aus Norwegen, von Jac. Fintelhaus. Vom Alfonso bis zur Abria, von Lacroma. Wendig, von J. Wittenburg. Im Berliner Leihagen, von Richard Grothe. Das Berliner Gaunertum, von Adam Köffler. Geheißert, Criminal-Novelle von Julius Hofkay u.

Ueberdies in jeder Nummer: für's Haus, Allerlei Nützliches, Schlesische Chronik, Coloniales, Humoristisches, Spiele und Denksaufgaben mit Schach, Sat und den so beliebten Preis-Räthseln, Correspondenz mit den Lesern u.

Möge hiermit das „Breslauer Sonntagblatt“ allen Schlesiern zu weiterem recht zahlreichen Abonnement empfohlen sein!

Inhalt: Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Beiraman von Wladimir Fürst Meistherst. (Fortsetzung). — Der dunkle Erdtheil im Licht unserer Zeit. (Mit Illustration). — Kartenräthsel. Gedicht von Clara Hillerbrand. — Baumeister und Bauten der neueren Zeit. (Mit Illustrationen). (Schluß). — Ein Terminus. Schlesische Dialektgeschichte von W. Raabe. — Allerlei Nützliches. — Allerlei Geistes. — Spiele und Denksaufgaben: Schach, Sat, Räthsel. — Correspondenz und Fragenbeantwortung.

Breslauer Sonntagblatt.

Insertions-Preis 20 Pfg.
die Linie, Nonparcellen oder deren Raum.
Abonnements-Preis Mk. 1.20
pro Quartal bei allen Postämtern.

Beilage zu Nr. 49.
Breslau, Sonntag, den 6. September 1885.

Kleinere Inseraten-Nachnahme bei
Hudolf Hoffe,
Breslau, Berlin, Leipzig, Stuttgart,
Jense in allen Königl. Städten.

Baumeister und Bauten der neueren Zeit.

(Mit Illustrationen.)

(6449.)

Jedenfalls ist der schon genannte, 1826—1827 bei Gau studirende, peris ist Oskar Mothes in Leipzig, der schon 1848 die Kirche zu später auf Reisen durch den Süden sich fortbildende Gottfried Semper (Nübbigsdorf, nach Rückkehr aus Italien und Spanien die zu Rüsschena, Kapellen zu Crostowitz und Lemfel in deutscher Gothik, die zu Neutkirchen bei Krimmitschau in romanischem Stil, die Schlösser Großschadow bei Leipzig, Schönfeld bei Greiz, Wiesenburg bei Brandenburg in Deutschrenaissance, die englische Kirche zu Karlsbad in frühenglischer Gothik, die Huttenburg bei und die Predigerwohnungen in Weihen und viele andere Häuser und Villen in spätgothischer Profanarchitektur baute, namentlich aber Burgen (Wiebau, Rudelsburg, Drossig etc.) und Kirchen (St. Matthäi in Leipzig, St. Anna in Annaberg) restaurirt.

Von den ziemlich reichen Weiblichen der Renaissance wendete er sich mehr und mehr der strophenden Kraft der folgenden Kunstperiode zu, in deren Formen er seine letzten großartigen Bauwerke ausführte: das nach dem Brande von 1868 neu aufgebaute Hoftheater zu Dresden, die mit Hasenauer gemeinschaftlich projectirten Hofmuseen und das Hofburgtheater zu Wien.

Die Hofmuseen bilden nur einen Theil des großartigen Semper'schen Planes zum Umbau der k. k. Hofburg in Wien. Die zum Theil an das Dresdner Museum anklingende heiter festliche Architektur der von mächtigen Kuppeln gekrönten Fronten, der von Semper stets mit Geist verwendete reiche stürzliche Schmuck, die Weiträumigkeit im Innern sind von unvergleichlicher Wirkung.

Die Zahl von Semper's Schülern ist nicht groß. Von den vor 1849 von ihm in Sachsen ausgebildeten folgten dem Meister bei dessen Schwelgerei der Hochrenaissance nur der Hofbaumeister Bernhard Krüger und K. Eberhard. Konstantin Lipsius studirte bei Semper und Nicolai weiter und vollendete seine Studien in Paris; die Früchte so vielseitiger Bildung zeigten sich an seinen Bauten, deren bedeutendste, die Börse zu Chemnitz, das Johannis-Hospital, die Kunstgewerbe-Ausstellungshalle und einige Privatbauten in Leipzig, theils dem Renaissancestil, theils der Gothik folgen und immer etwas nach französischer Seite incliniren, was noch stärker bei seinen neuesten, in Gemeinschaft mit Hartel, einem Schüler Hansen's, begonnenen Kirchenbauten (St. Peter in Leipzig, zu Lindenau, Wera etc.) hervortritt. Der älteste noch wirkende Schüler Semper's,

peris ist Oskar Mothes in Leipzig, der schon 1848 die Kirche zu Nübbigsdorf, nach Rückkehr aus Italien und Spanien die zu Rüsschena, Kapellen zu Crostowitz und Lemfel in deutscher Gothik, die zu Neutkirchen bei Krimmitschau in romanischem Stil, die Schlösser Großschadow bei Leipzig, Schönfeld bei Greiz, Wiesenburg bei Brandenburg in Deutschrenaissance, die englische Kirche zu Karlsbad in frühenglischer Gothik, die Huttenburg bei und die Predigerwohnungen in Weihen und viele andere Häuser und Villen in spätgothischer Profanarchitektur baute, namentlich aber Burgen (Wiebau, Rudelsburg, Drossig etc.) und Kirchen (St. Matthäi in Leipzig, St. Anna in Annaberg) restaurirt.

Die Züricher Schüler Semper's, zu welchen auch O. Grahl (Villen in Dresden) zu rechnen ist, schloßen sich gleich seinem Sohne Manfred Semper mehr an seine letztere Entwicklungsstufe an; ferner A. F. Blumtschl in Frankfurt a. M., der in Gemeinschaft mit Wylsius in einer Reihe Concurrenzen glänzende Siege erfocht und durch seine Bauten (Hotel Frankfurter Hof, Villen etc.) bewies, daß er auch in der Durchführung ein gewandter Meister sei. In Zürich wirkten Julius Stadler, Albert Müller (Börse), Kuniker (Museum zu St. Gallen), Festa lozzi u. A. im Geiste des Meisters.

Auch der schon genannte Georg Hermann Nikolai verarbeitete 1837 bei Gau zu Paris seine italienischen Studien. Seit 1850 Semper's Nachfolger an der Dresdner Akademie, ward er der Gründer einer selbständigen Schule. Seine nicht zahlreichen Bauten (Villen, Palais des Prinzen Georg etc.) zeigen glücklich abgewogene Gruppierung und Meisterschaft im Ornament, Vorzüge, die er auf Schüler und Mitstreber zu verpflanzen wußte. Unter letzteren sind zu nennen M. Hänel (Dreifönigsturm, Johanneum), A. Canzler, Bantel, Gottschald, unter ersteren der meist in Gemeinschaft mit Paul



Die Zionskirche in Berlin.



Der Belle Alliance Platz in Berlin.

Boigtel, sein Nachfolger am Kölner Dombau und der Vollerbe des selben. Mit Meisterhaft beherrschte sich derselbe namentlich süddeutsche Meister; neben den Stuttgartern auch F. J. Denzinger, welcher den Dom zu Regensburg restaurirte und dessen Thürme errichtete und jetzt den in Frankfurt restaurirt; ferner die Meister, welche dem Vorgang Joh. Dan. Ohlmüller's und seiner Aufträge in Wänden folgten: M. Berger (Restauration der Frauenkirche, Haidhausen Pfarrkirche), und von Dollmann (Kirche zu Giesing); schließlich Ferd. Stabler, welcher die städtische Elisabethkirche in Basel baute; C. Kiggenbach. Der größte Schüler Zwirner's, Friedrich Schmidt, ist gleich letzterem in seinen Bauten auf die Vorbilder des 13. Jahrhunderts, auf die jungfräuliche und anscheinend bildungsunfähige Frühgothik zurückgegangen. Nach einer für ihn reichlichen Thätigkeit in Wailand wurde der junge Meister 1859 als Professor an die Akademie nach Wien berufen, wo er mit größtem Erfolge, namentlich im Kirchenbau, thätig war. Die Lazaristenkirche zeigt strenge Stilleinheit und bei dreifacher Anlage originelle Durchführung von Grund- und Aufsicht, im Akademischen Gymnasium eine nicht ganz zu rechtfertigende Uebertragung kirchlicher Formen auf den Profanbau; schon in der Weisgerberkirche (1866—1873) vervollkommnete sich Schmidt's Formgebung im Biegelrethum, und die feierlich wirkende Bemalung des Innern, die er in der Brigittenaukirche in geistvoller Weise zu hoher Vollendung führte. Der interessanteste Bau ist ohne Zweifel die Kirche zu Hünshaus, in welchem er den schon von Klingenberg bei der Concurrenz für den Berliner Dom angefertigten Versuch, einen gothischen Centralbau zu schaffen, aufzuheben und in der gelungenen, im Aeusern wie Innern gleich malerisch wirkenden Weise durchführte. Die zahlreichen, fast über die ganze Erde vertheilten Kirchenbauten des Meisters zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Seit 1862 als Dombaumeister zu St. Stephan in Wien zum Nachfolger des um den Bau der Biergalerie verdienten Leopold Ernst genannt, lag ihm im Restaurationsbau des gewaltigen Gotteshauses eine glänzende Aufgabe ob. Höchst interessant sind Schmidt's Leistungen im Profanbau. Schon in den Concurrenzen für das Rathshaus zu Trier, zum Berliner Rathshaus zeigen sich die Grundformen, in denen sein mächtigstes Werk — das Wiener Rathshaus — gehalten ist. Wie Schmidt im Umbau der Nationalbank in Wien direct die deutsche Renaissance anwendete, so suchte er im Rathshaus die Gothik zu den umgebenen Palästen — Hansens Parlamentshaus und Ferstels Universitäts — zu stimmen, indem er italienisch-gothische, dem Renaissancegedanken sich zuneigende Formen mit großem Geist und mächtigem künstlerischen Gestaltungstalent verwebte.

Ein zweiter hervorragender Schüler Zwirner's, der am Kölner Dombau ausgebildete Vinzenz Stay, erbaute gegen 60 Kirchen, darunter die Mauritiuskirche zu Köln, St. Maria in Linz u. A., meist Werke, die von der Formnsicherheit und leidenschaftlichen Productivität des Meisters Kunde geben!

Vergleichen wir das Gesammtbild deutscher Baukunst von heute mit dem der vorhergehenden Entwicklungsperiode, so können wir ohne Zweifel einen erfreulichen Fortschritt constatiren.

Wir entnehmen den Inhalt dieser Skizze nebst den bezüglichen Illustrationen in dieser und voriger Nummer dem bei D. Spamer in Leipzig - Berlin erschienenen großartigen Werke: Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Mit einem Anhang: Der Weltverkehr und seine Mittel. In Verbindung mit Professor Dr. C. Winbaum, Ingenieur Sz. Fleming, Professor G. Geyer, Dr. G. Hepp, Professor Dr. A. Kirchhoff, Jr. Ludenbacher, Varrath Dr. O. Mothes, Emil Schollop, Vorseher des stenographischen Bureaus des Deutschen Reichstages, Ingenieur Th. Schwarze, Redacteur Dr. Franz Stolz, Julius Willner u. A., herausgegeben von Professor F. Neuleuz, Geh. Reg.-Rath. Mitte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit etwa 3500 Text-Abbildungen, zahlreichen Tonbildern, Farbendrucktafeln, Abtheilungs-Voll- und Titelbildern, Porträtgruppen zc. In 125 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr. oder 21 Abtheilungen à 3 Mk. = 1 Fl. 50 Kr. oder 8 Bänden, elegant gebunden à 9.50 Mk. = 4 Fl. 75 Kr. Das Buch der Erfindungen zc., welches bereits sieben Auflagen zurückgelegt hat und während der Zeit seines Erscheinens in ca. 175 000 Exemplaren oder in 800 000 Bänden verbreitet wurde, präsentirt sich diesmal, den während der letzten Jahre stattbreitenden Fortschritten auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens Rechnung tragend, in wesentlich veränderter Gestalt und vollständig neuer Bearbeitung. Durch geeignete technische Neuerungen konnte es ermöglicht werden, das Werk, trotz beträchtlicher Vermehrung des Inhalts, namentlich in illustrativer Beziehung, auf seinem früheren Umfang annähernd zu erhalten. Verlags-handlung und Redaction haben sich vereinigt, in dieser neuen Auflage ein Werk zu bieten, das im weitesten Sinne des Wortes eine Rundschau über die wirtschaftliche Arbeit der Menschen aller Zeiten und aller Völker vorstellt, das für Jedermann auf dem Gebiete der menschlichen Erwerbsthätigkeit eine reiche Fundgrube bildet.

Beachtenswerth ist auch, was das „Buch der Erfindungen“ über Anlagen von Stadtbellen, Straßen, Passagen und öffentlichen Plätzen sagt. Fast alle großen Städte haben einen oder den anderen schön ausgestatteten Platz, manche deren mehrere von besonderem Reize, herausweisend in der ganzen Anlage und Bebauung. Weltbekannt ist in dieser Beziehung, wenn auch nicht ganz harmonisch, der Belle-Alliance-Platz in Berlin mit der liegenden Victoria auf schlanker Säule und prächtigem Unterbau. Im Uebrigen verweisen wir für diesmal auf das Werk selbst, auf das wir gelegentlich weiter zurückkommen werden.

Si'm Termine.

Humoreske in Grasshopper Mundart von Richard Haabe.

Na, dar Sund on doas bisla Zucht bei dem Terzo-Pauer ein Kießerdröckel! Sie — was die Wittner, de Terzo-Pauern was — mochte wie ene verrückte Teble ein Stäbbl rüm on Körte on sprecherle; dörgegen Er, dar soch wie a Dudmeister uff der Wabande on glupfte für nicht on wieder nicht die Hände oaw, ei a Händel bist er am Tepe betriegeltes Popier.

's war freilich aach zum Herlecho eingericht mit dem Terzo-Pauer; seit meina Joahren hoate kea Koopje am Kießerdröckel was mit dem Gerichte zu thun ghoacht, auher'n Schuls, dar was wegen Vormünderi über Handweile a moal no Glopz mußt, — on brate kriegt der Terzo-Pauer ene Verladung für's Schöffengericht, on oben über dem Briefe frunds detlich genung: „In Sachen wider Sie wegen Verleumdung.“

„Du heil'ge Muttergoots vu Colbender, nß, Meent, was mocht ma ad mit Dir noch derleba,“ u. s. kochte seine Rede uf a us; „bist ey a su oalt gewor'n on ey mußt Dich on eisernern loffen, on Dalles vum wagen dam graña Waule, was Du bei jedem Oaunge bist. Ich hoab Dir's ober immer geseagt: über koatz ober lang, Terz! schloa'n se es noch a moal breet: — jeyt koatz's, jey is a su weit; — oach! wenn se Dir's wenigstens breet geschlän höt'ta, doas süßerliche grüße Maul, doaz Du's vier Wüde ne ufstun könnst, ober a su: die Schände vor a Leute, wenn se Dich eisernern; poah a moal uff, Du hoast Dir mit Deiner ungewoßdina Kloapper schon zu viel Heinde gemacht, die sein osse gegen Dich on bränge Dich schließlich noch in Schweiß ey's Befristungshaus. — Ker, ich darf gear mit deen dekla, ich könt mer sunst die Nagabronst englisch ausreiß!“

„Weib, lamentier dich gear a su viel, a su ängstlich hoab' mirsch no nich,“ — meente nu der Wittner, der Terzo-Pauer, — „es is ganz hüßlich geseoft: für'n Dreier Rase, — ober was für an Sorte! Erschlich mußt Du Dir da Pergang unrichtig derghellen loon, dernach quast Du derzu.“ — on a hand vu der Wabante uff, ging a paar Schritte uf seine Kalle los on plöbte:

„s könn a drei Wüde sein, wie ich mit a'm Jüder Kantuffeln uff Glopz zum Budamoarte fuhr. Ich hoat' merich eingibht, dar Centner mußt mit an Thealer dränge. Wie ich aber doas Geld für a Centner verlangte, meente se bluß, ich sollt mer a Brostantuffeln deroone macha on sollt se selber verspula. Weib, doas fuhr mer ei de Krone wie ene Kachete on ich doochte: blust mer a Fubel aus, — lch de Sade zubinde, uffloada, dernach hallofort, vom Kochmoarte ei de „drei Linden“ uf der bühmjscha Strasse, dort wurde eingebohrt.

Ebens war ich drüber har, meina Groll mit a'm Biffa moarner Suppe nouber zu spield, do loam mit a'm Häßla Schmedbrüffer Pauern der Teuber-Koarte aus Rengersdruff rei, soch mich fira on spricht: „Guda Mittag! Na Terzo-Pauer, schmedt's? — Hoast ju heir a su sint Feierabend gemacht?“ — Ich denf der Oaffe laut mir: — ich mich vom Teuber-Koarte ausstupa loan? — nu weiter kea Hipel! „Du Koalmesel!“ joagt ich, — „doas wird wull Dir ei löna Schoben gin, ich loam mit meina Kantuffeln macha, was ich will! Ja bis nich a su verhungert wie Du, su doaz ich se für jeda Terz verkefa müßte, blus doaz ich wieder uff Brut hätte; — on su goab ä Bert doas andere, bis har sich gegen die Schmedbrüffer Pauern auslieh, er werd se zu Zeigen nahma, — doaz ich a emen verhungerten Koalmesel gehieha. — Aus dar Sade loam ober nicht warn, weil har mich zuricht Terzo-Pauer henoamte.“

Der Mutter Wittner'n wulde doas ne einlechte, se meente, Teuber war' ei sei'm Rechte, on Terzo-Pauer würde Wittner ju vom ganze Dorfe gehieha, weil a se Calle beloga hätte, doaz har a Terzo-Krieg mitgemacht hätte.

Su war denn der Tag vor dem Termine gekumen on Wittner on seine Kalle hoatta schon a paar Tage nicht essa könn, aus Angst für dam, was de uf se poosht. Doch Wittner necht, wor geich on hoatte er sich wuld schon wing mit dem Gedante uff's Köttchen besocht gemacht; weif's doch aber ei dem Stuchhause noch on kalt sein füllde, hoatt ihm seine a Paar neue Paardent-Linderhosa macha loan on groade loam ey der Schneider on braocht se. Der Kilian-Schnecker eigeloast, — on dar ei a „drei Linden“ gehört hoatte, „doaz der Rengersdruffter Teuber a Wittner a „Terzo-Pauer“ henoamst hoatte, war für Wittner'n Zeige on mußt meante mit uff Glopz. Wü die Weise war's nu erklärlich, doaz se aus dar Sade redta, wie Kilian mit de Linderhosa loam. Wittner on Seine Koagten ihm nu die Angst von wegen dem „Brummen“ on fragten ihn, was har derzu meente, ob's wird diese war'n.

„Nu, ich wär Euch was soagen,“ meente Kilian (a war aus der Wegend vu Gräß-Brassel on sprach ganz hüßlich), „su arg mußt Ihr's Euch nicht einbilden thun. Ja, Wittner, ich wücheger a Mittel, nu de freikommt, wenn's mach'!“ —

Schuldwarmeroth, gaosste do der Wittner seine Kalle oan.

„Woah, Kilian, Du weest a Mittel, doaz!“

„Du freikommt, freilich,“ lachte dar Schneider, „und's is ganz einfod: Wenn Dich ever von Gerichte on was fragt, sprichst Du blus zu dem, was Dir gefällt: „Do hebt ihr Recht!“ — und was Dir nicht recht ist, sprichst de blus: „Doas poast mit nich!“ — nu weiter kea Wort, se mögen fragen on fragen, moas se wulln.“

Bittner spitzelte ane Weise für sich hin on dochte: helfs ach nist, schoode warb's wull ach ne, probiren wäll merich alsu, — on zu dam Schneider meente hart: „Kilian, wenn's woahr is, on ma läst mich lasa, sollste Doina Koath gut bezalht triega, Du warst wull wissen, doah mir a Thoorer nich onas Geirge gebunden is.“

Bittner'n woar's doch viel leichter um's Gemütze, wie har andern Tags uff Gloaz fuffahrte, on in seinem Oberfüßla ging's blus emmerfurt: „Do hoabt ihr Recht, — doas poast mir nich, — da hoabt ihr Recht, — doas poast mir nich.“

„Teuber contra Bittner,“ prüllte fu a aaler Kanzleibote uff dam Flure rim, on der Kilian-Schneider goab Bittner'n an Bass on soagte: „Doas geht Dich oan, Bittner, — nu feste!“

Dritue woar er. „Nä, su a Hauffen Bult, die schwarza Fische, um eene schwarza Loafel a dreie, viere ei langa dunkeln Kitteln, jedersich nee, on nu zeiga se ihm noch enem vergitterta Bänkla, wu har druff soll. — On nu ging's lus.“

„Sie sind der Bauer Josef Bittner aus Kiefernbof?“ fragte der Mittelfte vo da Richtern (a schien der Deberste zu sein).

„Da hoabt ihr Recht!“

„Der Deberste foch sich insa Bittner oan on meente:

„Sparen Sie sich derartige Ausdrücke und beantworteten Sie die an Sie gestellten Fragen einfach mit: Ja! oder Nein! — Es ist hier eine Anklage wider Sie wegen Beleidigung.“

„Doas poast mir nich!“ reptirte Bittner.

„Unterbrechen Sie mich nicht, Sie haben zu warten, bis Sie gefragt werden!“

„Do hoabt ihr Recht!“

„Doas schien nu oaber dam Richter zu stoark zu wer'n; a soag sich seine Collegen oan, woas die derzu denka mächta on soagte druff zu Bittner'n:

„Sie scheinen absichtlich den Lauf der Verhandlung stören zu wollen.“

„Do hoabt ihr Recht!“

„... und ich werde Sie ohne Weiteres abführen lassen,“ schrie igt ganz tüchtig der Richter. Bittner oaber meente ganz ruhig:

„Doas poast mir nich!“

„Wie doas nu a Anderer um dam Richtersche oansängt: „Sagen Sie, Sie sind wohl nicht recht hier...? (a zeigte uff die Sterne) — on Bittner zur Antwort gab: „Do hoabt ihr Recht!“ — do fing doas ganze Publikum oan zu lacha. Blüßig eener lachte nich, nämlich der Kläger, dar Teuber-Koarle aus Kengersdruff; dar dochte, doas Bittner aus Angst selbstpoastig nährich gewor'n wäre on er, der Teuber-Koarle, hätte doas uff sein Gewissa.“

Dals deswegen der Richter nochher fragte, ob er a Strooantrag uffrecht hiele, meente der Teuber-Koarle: „Wissa se, Herr Gerichtshof, a bisla loag egentlich de Schuld oan mir aach, weil ich'n a zuerst „Terk-a-Bauer“ hieß, on do wull ich die Sache noch amool sein lussen, wenn Bittner die Hälfte Kosten bezopht.“

„Sie haben gehört,“ soagte der Richter zu Bittner'n, „Teuber will den Straf Antrag zurückziehen.“

„Do hoabt ihr Recht!“

„... aber die Hälfte Kosten haben Sie zu zahlen!“

„Doas poast mir nich!“

„Tribem foams doch dazu, der Termin wurde ufgehoba on Bittner on Teuber bezophten die Kosten.“

„Wie doas se nu zur Thüre naus woar'n, soagte eener bu da Schwedelbrüffer Bauern:

„Här a moal, Terka-Pauer! Weil die Sache a su gut oabgelossa is, künnt'ste wull woas zum Besta gan, mir mächta a moal eiköbr'n.“

„Zum Besta gan? — Eiköbr'n? — do hoabt ihr Recht!“ soagte Bittner, — „oaber, Terka-Pauer“ doas poast mir nich!“

Schlesisches.

Breslau. Der hiesige Architekten- und Ingenieur-Berein hat im Verlage von Eduard Treubert ein kleines Werkchen erscheinen lassen, welches unter dem Titel: „Breslaus Bauten sowie kunstgewerbliche und technische Anstalten“ folgendes für jeden Interessenten wertvolle Uebersicht giebt: Geschichtlicher Abriss der räumlichen Entwicklung Breslaus (von Dr. Martgraf). Chronologisches Verzeichniß der noch erhaltenen wichtigsten Bauwerke oder Baureste (von demselben). Die Königl. Kunst- und Kunstgewerbeschule. Breslauer Straßen-Eisenbahn. Canalisation. Wasser-Verzorgung. Gasbeleuchtung. Eisenbahnen und Bahnhöfe. Uebersicht über die bedeutenderen und sehenswerthen gewerblichen Anlagen der Stadt Breslau.

Ueber einen besonderen Vorgang bei unserer Wasserleitung wird folgende allgemeine interessante Mittheilung gemacht: „Die Wasserleitungsrohren unseres so wohlgepflegten Mathiasparkes sind einer eigenthümlichen Invasiön zum Opfer gefallen. Trotz des stetig gleichen Druckes, welcher unser Wasser bewegt, wurde der Ausfluß aus den Röhren des Mathiasparkes ein immer schwächerer, und da ein Rohrbruch, der sonst nicht zu den Seltenheiten gehört, ausgeschlossen war, so mußte eine Verstopfung der Röhren angenommen werden, bei der Reinheit unseres Wassers und der soliden Anlage des Rohrsystems ein sehr seltenes Vorkommniß. Die Aufgrabungen ergaben in der That eine fast totale Verstopfung der Röhre, aber nicht durch Schlamm oder sonst dem Wasser etwa beigeführte Unreinlichkeiten, sondern durch eine kompacte, etwa verfilzte Masse schwarzbrauner

Wurzeln. Durch winzige Löcher und Risse in den Rohrmasschen hatten sich einzelne Weidenwurzeln in das Innere des Rohres eingebogen und sich hier nach und nach zu colossalen Wurzelschöpfen entwickelt, deren immer dichteres Verfilzen schließlich die Circulation des Wassers fast vollständig hemmte. Derartige Wurzelschöpfbildungen sind da, wo Wasserleitungen in der Nähe von Weiden oder Eschen gelegt sind, keine neuen Erscheinungen und erlangen zuweilen kolossale Entwickelungen. Vor vier Jahren stürzte ein Wurzelschopf von über 40 Fuß Länge und Armesdick in hiesigen botanischen Garten die Wasserbewegung in einem Theile der Eisenrohrleitung, und Köppert hatte z. B. Proben eines Wurzelschopfes ausgehelt, welder, wenn wir nicht irren, auf Kobernower Terrain eine Drainrohrleitung auf die enorme Länge von vierhundert Metern verpflözt hat. Das Material der Röhren ist hierbei gleichgültig, denn die Wurzel vermag weder durch gebrannten Thon, noch durch Eisen oder Blei sich durchzuarbeiten, so lange das Rohr unversehrt ist. Dagegen wissen die feinen Wurzelspitzen von Weiden und Eschen auch die kleinste Pore, den engsten Riß eines Rohres oder eine fehlerhafte Stelle in der Bekleidung der Muffen zum Einbohren auszunutzen und, einmal im Innern des Rohres angelangt, ist das Wachstum dieser Wurzelschöpfe ein überraschend schnelles. Die Schnelligkeit des Verfilzens wächst noch dadurch, daß die Wasserleitungsrohren in frostfreier Tiefe des Bodens liegen, und da im frostfreien Grunde die Wurzel auch im Winter wächst, während die oberirdische Vegetation ruht, so ist das Anwachsen dieser störenden Wurzelmassen ein ununterbrochenes, vom Jahreszeitenwechsel unabhängiges. Die einzige Vorkehrung gegen diesen — glücklicherweise seltenen — Uebelstand ist, zeitlich darauf zu achten, daß Wasserleitungen in Gärten und Parkanlagen aus bestem Rohmaterial hergestellt werden und die zum Ausfüllen der Muffen benutzte Masse eine gut erhärtete, nicht Risse bildende ist. Bei Honnoröhrn dürfte etwa guter Cement, bei Metallröhren Bleivergießung zu empfehlen sein.“

Perionachronik. Neurode. Am 14. August verschied plötzlich am Gehirnschlag der Königl. Kreis-Schulinpector, Ritter des Rothem Adler-Ordens Joseph Dorn, im Alter von 63 Jahren. — Jacobsdorf. Am 16. August erfolgte hier an Blutergriftung der Tod des Ritterquatsbesizers Grafen Adalbert zu Stolberg-Stolberg. Der Verstorbene, welcher am 5. Januar 1840 zu Schönwitz, Kreis Oppeln, geboren ist, litt an einer im Feldzuge von 1870/71 erhaltenen Wundwunde, welche leider oft wieder aufbrach. In letzter Zeit trat Blutergriftung ein, welche dem Leben des kraftvollen Mannes in den besten Lebensjahren ein Ziel setzte. Graf Adalbert zu Stolberg-Stolberg war der Sohn des im Jahre 1859 verstorbenen Grafen Bernhard zu Stolberg-Stolberg und der Gräfin Agnes, geborenen Gräfin von Seher-Doß. Vermählt war derselbe mit der Gräfin Ludmilla, geborenen Gräfin Saunra-Jelsch.

Wieder Giner. In den nachwiser Forsten bei Kiefernstädel wurde, wie der „Obereschlesische Wanderer“ meldet, am 14. August früh ein berühmter Wildbieb, der Arbeiter Matzjoff aus Quarkammer, erschossen aufgefunden. Wie erzählt wird, soll Matzjoff ein Rencontre mit einem Förster gehabt haben und von diesem erschossen worden sein. In neuester Zeit ist dies der fünfte oder sechste Fall, daß in Obereschlesien Wildbiebe erschossen gefunden werden.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Grosse Menschen.

Roman
von

Levin Schücking.

3 Bände. Elegant broschirt Mk. 13.50; fein gebunden Mk. 16.50.

Es sind in der That geschichtlich grosse Menschen, welche der Zauber der Schücking'schen Darstellungskunst in einer grossen Epoche lebenvoll uns vorführt. Rom ist der Schauplatz der Handlung. Die Hauptgestalt derselben ist kein Geringerer, als Papst Leo X. aus dem Hause Medici. Mit grossartigen Zügen schildert der Autor Leo X. als den Freigeist, der dem Geheimbunde der Madre Natura angehört, als „den Papst, der nicht glaubt“, „dessen Herz danach verlangt, der Welt ein anderes Ansehen zu geben“, und der eher einem weltlichen Fürsten und Ritter, als einem Priester gleicht. Um ihn gruppieren sich die Häupter der Kunst und Wissenschaft damaliger Zeit, allen voran Michel Angelo Buonarroti, sowie die Repräsentanten des vornehmsten Adels: die Strozzi, Cibo, Bentivoglio, Farnese, Savelli, Este, Colonna, Orsini, theils als Freunde, theils in feindseliger Intrigue. Sein Todfeind ist der Cardinal Riario, der sich nicht schent, Diebe und Mörder für seine Pläne zu dingen und eine förmliche Verschwörung der Cardinale gegen Leo anstiftet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.